

AGORA

21. Jahrgang - Ausgabe 1 - 2005

Magazin der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Hilfe beim Sprung in die Berufswelt

Alumni geben ihre Erfahrung an Studierende weiter, indem sie als Mentoren zur Verfügung stehen – auch über das Studium hinaus.

► S. 10

ZWISCHEN POP UND PROPAGANDA RADIO IN DER DDR

Zu einem Streit gehören immer drei

Die Mediation ist mittlerweile auch in Deutschland ein anerkanntes Verfahren zur außergerichtlichen Streitschlichtung. Seminare an der KU vermitteln ein Gespür für die praktische Konfliktbewältigung.

► S. 13

Wenn der Berg ins Tal kommt

Unter welchen Bedingungen Naturgefahren in alpinen Geosystem entstehen, untersucht das Projekt SEDAG, das Grundlagen für eine bessere Risikoanalyse schafft.

► S. 18

Bewährungshilfe mit Qualität

Die Zahl der Klienten pro Bewährungshelfer ist in den vergangenen Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen. Wie lässt sich dennoch methodisch erfolgreich intervenieren?

► S. 21

Gerechtigkeit im Gesundheitssystem?

Konflikte über die Verteilung knapper Ressourcen gewinnen in unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen an Brisanz. Wie denken Bürgerinnen und Bürger über das deutsche Gesundheitssystem?

► S. 24



LÄNDLICHE REGIONEN MIT INFORMATIONSTECHNOLOGIE STÄRKEN



Glaube verbindet

LIGA Bank - seit 1917.

Dienstleister für Klerus, Diözesen, Pfarrgemeinden,
Ordensgemeinschaften, Caritas, alle kirchlichen Einrichtungen
und alle Mitarbeiter im kirchlichen Dienst.

Ihr kompetenter Partner bei Finanzierungsfragen,
Vermögensanlagen, Versicherungen, Altersvorsorge
und Onlinebanking.

Wir sind immer für Sie da.
Ihre Werte sind auch unsere Werte.

Telefon 09 41 / 40 95-550
www.ligabank.de

LIGA BANK

Dienstleister für die Kirche
- seit 1917 -

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Gottlob fällt das Erscheinen dieser Nummer der AGORA in eine Zeit, die uns nicht vor dramatische Entscheidungen stellt. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass alle Turbulenzen ausgestanden sind und wir uns endgültig in einem ruhigeren Fahrwasser befinden. Die bevorstehende Einführung von Studiengebühren verpflichtet uns alle, Hochschulleitung, Lehrende wie Studierende, zu einer kompetenten und kritischen Begleitung dessen, was nun organisatorisch zu bewältigen ist. Das soll uns aber nicht daran hindern, am 12. Mai das 25-jährige Bestehen unserer Universität zu feiern. Wir haben keinen Grund, vorbehaltlos zu jubeln, aber wir dürfen doch mit Genugtuung auf die ersten zweieinhalb Jahrzehnte der Alma Mater Eystetensis zurückblicken. Wir sind unterdessen in der akademischen Gemeinschaft der bayerischen, der deutschen, aber auch der europäischen Universitäten gut positioniert und bemerken dies immer wieder am Interesse, das andere Hochschulen, und die Studierenden anderer Länder an uns nehmen.

Da, wie ich glaube, Studiengebühren notwendigerweise auf uns zukommen werden, bietet sich für unsere kleine Hochschule auch eine große Chance, unsere ohnehin schon guten Betreuungsverhältnisse weiter zu verbessern. Aber nur dann, wenn diese Mittel auch vollkommen den Hochschulen zur Verfügung gestellt werden, um so die Lehre zu intensivieren. Dies wird auch den aus-

ländischen Studierenden zu Gute kommen und unsere Attraktivität im internationalen Kontext noch deutlich steigern.

Deshalb bitte ich Sie alle, den 12. Mai auch als ein Datum der Identifikation mit Ihrer Universität anzusehen und gemeinsam zu feiern. Wir haben ein Programm entwickelt, das eine doch deutliche Alternative zu den normalen Dies-Abläufen darstellt.

Wir beginnen schon mit morgendlichen Veranstaltungen in der KHG, in der Mensa wird ein Festmenü angeboten (zu Preisen wie vor 25 Jahren). Zur Pontifikalvesper in der Schutzengelkirche werden wir hoffentlich viele Bischöfe, aber auch viele Lehrende und Studierende der Universität begrüßen können. Zum Festakt in der Aula gibt uns dann der bayerische Wissenschaftsminister Goppel die Ehre und anschließend veranstalten wir ein Fest für die Mitglieder der Universität – diesmal nicht im Hofgarten, sondern voraussichtlich in einem Zelt vor der Cafeteria. Ich würde mich sehr freuen, wenn wir alle die Chance wahrnehmen würden, uns als lebendige – wenn

auch nicht unkritische – Universität zu präsentieren. Ich hoffe, möglichst viele von Ihnen begrüßen zu können und wünsche uns allen eine Feier, die nicht nur zurückblickt, sondern die besten Hoffnungen für die Zukunft weckt.

Prof. Dr. Ruprecht Wimmer



NACHRICHTEN 5

LEHRE

- Hilfe beim Sprung in die Berufswelt** 10
Alumni beraten Studierende – auch über das Studium hinaus
- Politik jenseits der Talkshows** 11
Einblicke in den Politikeralltag aus Praktikantensicht
- Mit ZESE zum Bildungsmanager** 12
Auch FH-Absolventen können den Studiengang nun belegen
- Zu einem Streit gehören immer drei** 13
Praktische Einführung in die Mediation

FORSCHUNG

- TITELTHEMA**
- Zwischen Pop und Propaganda – Radio in der DDR** 15
Quote machen und dennoch ideologischen Vorgaben genügen?
- Wenn der Berg ins Tal kommt** 18
Naturgefahren im alpinen Raum und ihre Prognose
- Bewährungshilfe mit Qualität** 21
Erfolgreiche Intervention trotz steigender Klientenzahlen
- Gerechtigkeit im Gesundheitssystem** 23
Wie denken Bürger über die Lösung von Verteilungsfragen?
- Ländliche Regionen mit IT stärken** 26
Arbeitnehmer in der Region für die Region qualifizieren
- An der Wiege der englischen Sprache** 28
Runen spiegeln das gesprochene Altenglisch wider
- Moden der Managementtechniken** 31
Die Suche nach Konzepten für unternehmerischen Erfolg
- Lernen mit Kopf, Herz und Hand** 34
Praktisches Lernen als pädagogisches Konzept

BÜCHER & PERSONEN 36

AGORA ist das Magazin der KU und erscheint ein Mal pro Semester. Sie kann kostenlos bezogen werden.

Herausgeber

Der Präsident der Katholischen Universität,
Prof. Dr. Ruprecht Wimmer

Redaktion & Layout

Constantin Schulte Strathaus, Presse- und Öffentlichkeitsreferat der KU, 85071 Eichstätt, Telefon 08421/93-1594 oder -1248, Fax: 08421/93-1788
Mail: pressestelle@ku-eichstaett.de
Internet: www.ku-eichstaett.de

Druck

Druckhaus Kastner, Wolnzach, gedruckt auf Recyclingpapier
Auflage: 7.000

Mit Namen gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.

Der Nachdruck von Beiträgen ist mit Quellenangabe gestattet. Belegexemplar erbeten.
ISSN 0177-9265

Leserbriefe

Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich vor, diese gekürzt zu veröffentlichen.

Ehrendoktorwürde der KU für Professor Richard Köhler

Im Rahmen des diesjährigen Dies Oeconomicus an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt ist an Prof. Dr. Richard Köhler die Ehrendoktorwürde verliehen worden. Köhler ist nach Professor Eduard Gaugler der zweite Ehrendoktor der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Professor Bernd Stauss (KU-Lehrstuhl für Dienstleistungsmanagement) beschrieb in seiner Laudatio Köhler als wissenschaftlichen Zehnkämpfer: Köhler stehe für den Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis.

Das gelte für seine verständliche, relevante und anwendungsbezogene Forschung sowie sein ganzes akademisches Leben. „Wenn heute das akademische Marketing in der unternehmerischen Praxis einen guten Ruf hat, dann ist das in hohem Maße auch Richard Köhlers Verdienst.“ Von 1979 bis zu seiner Emeritierung 2002 gehörte Köhler der Universität Köln an. Er war Direktor des Seminars für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre, Marktforschung und Marketing. Von der wissenschaftlichen Produktivität her



SCHULTE STRATHAUS

gehört Köhler zu den herausragendsten Vertretern seines Faches, er verfasste mehr als 20 Bücher und 150 Beiträge zu Zeitschriften und Sammelbänden, hinzu kommen Arbeitspapiere und Fallstudien.

Als Mitglied des Strukturbeirats war Köhler maßgeblich an der Gründung der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt vor 15 Jahren beteiligt. „Insofern ist es

auch Richard Köhlers Verdienst, dass diese Fakultät im Wintersemester 1989/90 einen guten Start hatte und dass sie heute als sehr erfolgreiche Neugründung betrachtet werden kann“, erklärte Professor Stauss. Köhler bedankte sich für die Auszeichnung und freute sich über den guten Ruf der Fakultät: „Ich habe ihren Erfolg nicht ohne einen gewissen Stolz verfolgt.“

Krippenplätze für Kinder von Universitäts-Mitarbeitern

Der Eichstätter Stadtrat stimmte Ende Februar geschlossen dem Vorhaben zu, im neuen, erweiterten Kindergarten der Pfarrei Heilige Familie eine Gruppe zur Betreuung von Kleinkindern zu ermöglichen. Der Bedarf dafür sei eindeutig da, betonte OB Arnulf Neumeyer. Der Stadtrat befürwortete auch, dass drei Plätze jährlich jeweils bis zu einem Stichtag für Kinder von Universitätsmitarbeitern vorgehalten werden. Damit ist für die KU eine weitere Zielvereinbarung erfüllt, die im Rahmen des Audits „Beruf und Familie“ getroffen wurde. Ziel des Audits ist die bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie an der Hochschule.

Weitere Informationen zur Familiengerechten Hochschule unter www.ku-eichstaett.de/Ueberblick/familiengerechte_hochschule

Masterstudiengänge akkreditiert

An der KU haben die ersten beiden Studiengänge ihre Akkreditierung erhalten: Zum einen der Masterstudiengang „Business Administration“ (MBA) an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und der Masterstudiengang „Soziale Arbeit in Europa/European Social Work“ (M.S.W.) an der Fakultät für Soziale Arbeit (FH). Beide Angebote sind gebührenpflichtig und berufsbegleitend angelegt. „Das ist der Anfang einer hoffentlich langen Reihe von Akkreditierungen“, sagte KU-Präsident Professor Ruprecht Wimmer bei der Zertifikatsverleihung an die Fachvertreter.

Ziel des MBA-Studiengangs ist eine verbesserte Qualifizierung bereits berufstätiger Führungskräfte, im Mittelpunkt steht dabei das unternehmerische Handeln. Dabei sollen gleichermaßen ökonomische wie soziale Kompetenzen der Studierenden gefördert werden. Die er-

sten MBA-Absolventen haben im Mai letzten Jahres ihre Zeugnisse erhalten. Der Masterstudiengang Soziale Arbeit in Europa reagiert mit seiner Konzeption auf die verstärkte europäische Orientierung von Verbänden und Non-Profit-Organisationen der Sozialen Arbeit. Dafür bestehen Kooperationen mit Universitäten in sechs EU-Ländern. Der Weiterbildungsstudiengang richtet sich an Hochschulabsolventen mit Berufserfahrung und soll sie für Stabs- und Führungspositionen in der Sozialen Arbeit befähigen. Der Eichstätter M.S.W. ist einer der wenigen Fachhochschul-Master, der den Zugang zum höheren Öffentlichen Dienst eröffnet. Damit stehen die Absolventen auf einer Ebene mit denen aus universitären Studiengängen.

Weitere Informationen zum Akkreditierungsverfahren finden sich unter www.acquin.org.

RÜCKBLICK

FINALE IM WETTKAMPF DER POETEN

Von August bis Oktober suchte das Kulturreferat des Studentischen Konvents nach kreativen Autoren, die sich in ihren Lyrik- und Prosa-Texten mit dem Leben in Eichstätt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinandersetzen. Im Rahmen eines literarischen Abends präsentierten sich fünf Finalistinnen und Finalisten, zur Siegerin kürte das Publikum Pauline Füg. Gleichzeitig feierte die studentische Kulturplattform NebellebeN.net ihr fünfjähriges Bestehen.

1000 EURO FÜR ELISA

Wenn Kinder an einer schweren oder chronischen Erkrankung leiden, ist dies für die gesamte Familie eine große Belastung. Der Neuburger Verein ELISA e.V. versucht seit Jahren die Situation solcher Familien zu mildern, indem er als professionelles Bindeglied zwischen der stationären Behandlung und der Nachsorge fungiert. Die Angestellten der KU sammelten zur Unterstützung von ELISA im Rahmen ihrer Weihnachtsfeier 1000 Euro.

CHOR AUS HRADEC KRALOVE ZU GAST AN KU

Vor rund einem Jahr unternahm der KU-Chor eine Fahrt in die Tschechische Republik. Nun kamen die 45 Sängerinnen und Sänger des Universitätschors aus Hradec Kralove unter Leitung von Dr. Dana Ludvickova Ende Oktober zu einem Gegenbesuch ins Altmühltal. Auf dem Programm standen zwei gemeinsame Auftritte mit dem Chor der KU unter der Leitung von Jürgen Rothaug: Zum einen im Rahmen eines Pontifikalgottesdienstes in der Schutzengelkirche, zum anderen traten die beiden Chöre in der Aula der KU mit weltlichen Stücken auf.

STEIGENDE STUDIERENDENZAHL

Erneut ist die Zahl der Studierenden an der KU gestiegen: Zum Wintersemester 04/05 waren rund 4700 Studierende eingeschrieben, etwa 200 mehr als ein Jahr zuvor.

Aufbau der Romanistik in Mazedonien

Im Rahmen des Tempus-Programms der EU-Kommission wird die KU in den kommenden zwei Jahren am Aufbau des Faches Romanistik an der Universität Skopje/Mazedonien beteiligt sein. Über dieses Förderprogramm sollen mittel- und osteuropäische Staaten wie Mazedonien an Bildungsstandards der EU herangeführt werden. „Das Fach Romanistik war an mazedonischen Universitäten bisher nicht existent“, sagt Professor Winfried Wehle, Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft I an der KU. Durch Tempus solle das gemeinsame kulturelle Erbe Europas institutionalisiert werden.

Der Aufbau der Romanistik in Skopje, an dem auch die Universitäten Thessaloniki und Bari beteiligt sind, beinhaltet eine Vielzahl an Aspekten, vor allem bezogen auf eine

inhaltliche Abstimmung. „Es stellt sich die grundsätzliche Frage, was heute inhaltlich in ein Curriculum dieser Kulturwissenschaft gehört“, erläutert Wehle. Die KU war auf Initiative der Universität Bari zur Teilnahme am Tempus-Programm eingeladen worden. In Deutschland blickt die Romanistik auf eine 150-jährige Tradition zurück, in Eichstätt besteht das Fach seit 1978. Professor Wehle war damals am Aufbau der Romanistik an der KU beteiligt. In den kommenden zwei Jahren stellt die EU 280.000 Euro an Förderung für das Mazedonien-Projekt zur Verfügung, mit der beispielsweise der Austausch von Dozenten und Studierenden, ein umfangreiches Lehrprogramm sowie die Konzeption von kompatiblen Studienordnungen unterstützt werden sollen.

Prof. Dr. Knöpfle Ehrensenator der KU



SCHULTE STRATHAUS

Für sein über 20-jähriges Engagement in Stiftungsrat und Stiftungsvorstand der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt ist Prof. Dr. Franz Knöpfle im Rahmen des Dies Academicus die Ehrensenatorenwürde der KU verliehen worden. „Sie haben sich durch Ihre kluge wie engagierte Amtsführung, durch Ihr Au-

genmaß wie durch Ihre Konsequenz große und nachwirkende Verdienste um diese Universität erworben“, sagte KU-Präsident Professor Ruprecht Wimmer. Einblick in den beeindruckenden Lebenslauf des 1926 geborenen Knöpfle gab Prof. Dr. Franz-Ludwig Knemeyer: Knöpfle war nach dem Studium der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften persönlicher Referent dreier bayerischer Ministerpräsidenten und als 34-jähriger jüngster Regierungsdirektor Bayerns. Knemeyer schilderte Knöpfles vielfältige juristische und wissenschaftliche Tätigkeiten, der 1971 erster gewählter Präsident der neu gegründeten Universität Augsburg sowie Rektor der Hochschule für Politik in München war. Ohne Zögern sei er trotz all seiner Verpflichtungen der Berufung als ehrenamtlicher Stiftungsrat nach Eichstätt gefolgt. „Seine Verwurzelung im katholischen Glauben hat Professor Knöpfle auch hochschulpolitisch fruchtbar eingebracht“, sagte Knemeyer.

Reich folgt Holzbauer als Leiterin der Universitätsbibliothek



SCHULTE STRATHAUS

Seit 1977 leitete Dr. Hermann Holzbauer die Universitätsbibliothek Eichstätt, im Februar ist er in den Ruhestand verabschiedet worden. Ihm folgt Dr. Angelika Reich, die zuletzt als stellvertretende Direktorin der Universitätsbibliothek Regensburg tätig war. KU-Präsident Prof. Dr. Ruprecht Wimmer zeichnete Holzbauer mit der Verdienstmedaille der Universität aus.

„Dr. Hermann Holzbauer konnte dieser Bibliothek ein deutliches, weit über Eichstätt hinaus anerkanntes, ja bewundertes Profil geben“, sagte Wimmer. Er habe dadurch zur Profi-

lierung der ganzen Universität wesentlich beigetragen. Immer wieder höre man von Studierenden, die von größeren Universitäten an die KU kommen und die Eichstätter Bibliothekssituation als paradiesisch bezeichnen. Holzbauer habe Dienstleistung und Benutzerfreundlichkeit großgeschrieben und sich dennoch als Konservator verstanden, immer wieder sei er auf originelle Neuerwerbungsquellen gestoßen. „Viele Erweiterungen des Bestandes waren nur möglich, weil die Eigentümer und Spender Vertrauen zu Hermann Holzbauer und seiner Bibliothek hatten.“ Holzbauer sei es jedoch nicht nur um das Sammeln und Erschließen von Schätzen gegangen, er habe sie auch in mehr als 100 Ausstellungen und zahlreichen Veröffentlichungen einem breiten Publikum zeigen wollen.

Holzbauer betonte, dass er die Bibliothek nie als bloßes „Bücherver-

teilstützpunkt“ gesehen habe, vielmehr sei „Besitzen und mit anderen teilen“ sein Motto gewesen. Die Verleihung der Verdienstmedaille an ihn sei auch eine Auszeichnung für die engagierten Mitarbeiter der Universitätsbibliothek und der Verwaltung. „Sie können auf die Mitarbeiter der Bibliothek und die Entscheidungsträger der Universität bauen“, sagte Holzbauer seiner Nachfolgerin Dr. Angelika Reich. Die gebürtige Regensburgerin promovierte nach ihrem Lehramtsstudium für Deutsch und Französisch an Gymnasien 1977 im Fach Germanistik. Für die Universitätsbibliothek Regensburg war sie seit 1978 in verschiedenen Bereichen tätig, darunter in den Fachreferaten Theologie und Musik, Altes Buch sowie in der Aus- und Fortbildung. Zudem war sie Lehrbeauftragte für Buch- und Handschriftenkunde an der Universität Regensburg. „Ich möchte immer ein offenes Ohr für das Personal der Bibliothek haben und möchte bewahren, aber auch neue Akzente setzen – mit großer Geduld und Temperament“, sagte Reich.

Bilanz und Perspektiven: Islamisch-Christliche Beziehungen

Aus Algerien, Belgien, Deutschland, Frankreich, dem Libanon und den Niederlanden kamen im Dezember die Teilnehmer einer Tagung nach Eichstätt, die sich mit dem Thema „Islamisch-Christliche Beziehungen: Bilanzierung und Perspektiven“ befasste. Initiator der Tagung war Prof. Dr. Heinz Otto Luthke, ehemaliger Vizepräsident der KU. Die Referenten stellten jeweils komparativ angelegte historische Darstellungen und systematische Analysen ebenso wie Erfahrungsberichte und Bestandsaufnahmen zu spezifischen Problemen innerhalb des Rahmenthemas vor. So sprach der Kirchenhistoriker Peter Bruns von der Universität Bamberg zum Thema „Der Streit um das Göttliche Wort - Zu einem apologetischen Anliegen des Severus Ibn al-Muqaffa (955)“; der orthodoxe Theologe Athanasios Vletsis von der Univer-

sität München stellte seinen Beitrag unter die Frage „Einer ist Gott: der Vater“ und erörterte Perspektiven eines christlich-islamischen Dialogs aus der Sicht der orthodoxen Theologie. Die Islamwissenschaftlerin und Mitorganisatorin der Tagung, Marie-Thérèse Urvoy vom Institut Catholique in Toulouse sprach „De quelques aspects de la relation de l'homme à Dieu dans le christianisme et dans l'islam“, ihre Kollegin Geneviève Gobillot von der Université Lyon III referierte über „Perceptions musulmanes contemporaines du christianisme à la lumière de l'exégèse et de l'histoire“. Mit Dominique Urvoy von der Université Toulouse le Mirail und seinem Beitrag „Questions de bio-éthique dans le christianisme et dans l'islam“ kam ein weiterer Islamwissenschaftler zu Wort. Der Erzbischof von Alger, Henri Teissier, eröffnete mit sei-

nem Bericht über „Les réactions actuelles de la presse algérienne au développement des conversions au christianisme dans le pays“ die Reihe empirischer Beiträge. Jan Slomp, reformierter Pfarrer aus den Niederlanden und während langer Jahre für seine Kirche als Missionar in Pakistan tätig, referierte „Zur theologischen Verantwortung eines reformierten Islammissionars in Pakistan 1964-1977“.

Die Fülle der vorgelegten Materialien, neue Fragestellungen sowie belebend kontroverse Positionen – letztere vor allem die Dialogbereitschaft und Modernisierungsfähigkeit des Islam betreffend – haben die Teilnehmer bewegt, sich bereits im November dieses Jahres zu einer Folgetagung, dieses Mal in Lyon, zu treffen. Der Band zur Eichstätter Tagung wird bis dahin in Paris erschienen sein.

Kinderuni – Wenn Professoren Autogramme geben



SCHULTE STRATHAUS

Von Oktober bis November veranstalteten die KU und die Fachhochschule Ingolstadt in Kooperation mit dem Donaukurier zum ersten Mal

Vorlesungen für Kinder von acht bis zwölf Jahren. Die Organisatoren und Referenten freuten sich über die gute Resonanz: Innerhalb weniger Tage waren die rund 700 Studentenausweise für die Kinderuni vergriffen. Auch bei den Studierenden von übermorgen kam das Programm gut an und sie zeigten viel Enthusiasmus, Disziplin und Wissbegierde. Die Vorlesungen befassten sich mit Themen

wie „Warum ist die Welt bunt?“, „Wie entsteht eine Zeitung“ oder „Warum sind Menschen klüger als Roboter?“. Die Dozenten gingen mit viel Einfallsreichtum an die Themen, so dass die 45 Minuten für die jungen Studierenden viel zu schnell vergingen und jede Vorlesung länger dauerte als eigentlich vorgesehen war. Für regelmäßige Gäste der Reihe gab es zum Abschluss das Kinderuni-Diplom. Einige Kinder sammelten sogar Autogramme der Professoren. Schon jetzt steht fest, dass es im Herbst eine zweite Auflage der Kinderuni geben wird, dann mit anderen interessanten Themen.

Tagung zu Osteuropa an der Schwelle des 21. Jahrhunderts

Transformationsprozesse im europäischen Osten vollziehen sich seit der Wende von 1989 bis 1991 in den einzelnen Staaten der Region mit unterschiedlichem Erfolg. So haben sich Staaten wie Polen, Ungarn und die Tschechische Republik schneller an die Spielregeln der freien Marktwirtschaft angepasst als Russland und andere GUS-Republiken. Diese Unterschiede sind nicht zuletzt historisch und kulturell bedingt. Deshalb ist es erforderlich, bei der Analyse der osteuropäischen Gegenwart auch Kontinuitäten und längerfristige Entwicklungstendenzen zu erforschen. Unter dem Titel „Der schwierige Weg zu einer offenen Gesellschaft - Osteuropa an der Schwelle des 21. Jahrhunderts“ befasste sich an der KU im Dezember eine internationale Konfe-

renz zu Transformationsprozessen in Osteuropa, die vom Lehrstuhl für Mittel- und Osteuropäische Zeitgeschichte und dem Lehrstuhl für Politikwissenschaft III mit Unterstützung des DAAD veranstaltet wurde. Wie schwierig der Weg zu einer offenen Gesellschaft ist, zeigt das Beispiel von Professor Anatolij Michajlov, einer der zehn Referenten der Tagung. Michajlov war Rektor der Europäischen Humanistischen Universität (EHU) in Minsk/Weißrussland. Die EHU galt als eine der besten Universitäten östlich von Warschau und war integriert in die europäische Hochschullandschaft. Die Universität sollte klassische europäische Bildung in Weißrussland verankern und wurde zu 40 Prozent von ausländischen Partnern finanziert. Im Frühjahr 2004 wurde

die EHU vom Staat zwangsweise geschlossen. Michajlows persönliches Schicksal ist Beleg für die noch immer autoritären Strukturen in seinem Heimatland. Neben grundsätzlichen Vorträgen zum Systemwechsel und der Demokratisierung in Osteuropa gaben die weiteren Referenten unter anderem Einblick in die Entwicklung in Russland, dem Baltikum, der Ukraine, Polen und der Slowakei. Zudem wurde der Frage nachgegangen, ob die Tendenzen in manchen Staaten vielleicht noch tiefere Wurzeln haben und sich auch dadurch erklären lassen, dass die Völker Ostmitteleuropas über Generationen hinweg fremdbestimmt waren und die Auflehnung gegen die Fremdherrschaft den roten Faden ihrer Geschichte darstellt.

Prof. Dr. Sutor und Prof. Dr. Luthe leiten ZFG

Bernhard Sutor, emeritierter KU-Professor für Politik, und Heinz Otto Luthe, emeritierter Soziologie-Professor, sind zur Leitung des Zentralinstituts für Ehe und Familie in der Gesellschaft (ZFG) von der Institutsversammlung gewählt worden. Sutor (74) war bis 2001 Vorsitzender des Landeskomitees der Katholiken in Bayern, Luthe (67) war von 1996 bis 2002 Vizepräsident der KU. „Für die KU ist das ZFG eine sehr angemessene Einrichtung. Familie ist ein so großes Thema, das viele Fachbereiche berührt, wie zum Beispiel Theologie, Soziologie, Journalistik oder Sozialarbeit“, erklärte Sutor. Es gelte, die Fächer in eine interdisziplinäre Zusammenarbeit rund um das Thema Ehe und Familie zu bringen.



SCHULTE STRATHAUS



Opernprojekt „Dido und Aeneas“

Ein Ensemble von rund 60 Studierenden arbeitet seit Weihnachten unter Leitung von Jürgen Rothaug im Rahmen eines Praxisprojektes an der Aufführung der Oper „Dido und Aeneas“ von Henry Purcell. Im Mittelpunkt der 1689 uraufgeführten Oper für Chor, Soli und Kammerorchester stehen die karthagische Königin Dido, der aus Troja

geflohenen Aeneas und deren tragische Liebesgeschichte, die mit dem Tod von Dido endet. Aufgeführt wird „Dido und Aeneas“ am Dienstag, 5. Juli, und Freitag, 8. Juli jeweils um 20 Uhr in der Aula der Universität. Informationen zum Kartenvorverkauf gibt es bei der Professur für Musikpädagogik und Musikdidaktik.

Krisen – personal und sozial lösen

Krisen gehören – wie Krankheiten – zum Leben. Und doch sind sie für die Betroffenen hart zu ertragen und schwer zu lösen. Lebenskrisen bewirken Abbrüche und Aufbrüche. Sie gehen an die Substanz und sind Anlass für eine Suche nach Neuem, beim Einzelnen wie in Gesellschaft und Kirche von heute. Mit dem Thema „Krisen – personal und sozial lösen“ befasst sich in diesem Jahr die siebte Auflage der Eichstätter Ringvorlesung, die von den Theologen Professor Stephan E. Müller (Lehrstuhl für Moralthologie, KU) und Professor Erwin Möde (Lehrstuhl für Christliche Spiritualität und Homiletik, KU) organisiert wird. „Das Ziel dieser Ringvorlesung besteht darin, Krisenphänomene sowohl im Leben des Einzelnen als auch im Leben der Kirche und Gesellschaft zur Sprache zu bringen, den Versuch zu

unternehmen, Hintergründe und Ursprünge von Krisen zu verstehen und die Frage zu beantworten, wie solche Krisen personal und sozial zu bestehen sind“, erklären die beiden Organisatoren. Das Thema des ersten Vortrags der Reihe von Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz aus Dresden am 25. April lautet „Die Krise ist ein Ausweis des Lebendigen“ (R.Guardini). Versuche über Last und Lust des Daseins“. Diese und weitere fünf Veranstaltungen der Ringvorlesung finden jeweils ab 20.15 Uhr im Hörsaal 201 des Kollegengebäudes, Bau A (Ostenstraße 28, Eichstätt) statt.

Den Abschluss der Reihe bildet eine Podiumsdiskussion am 6. Juli zum Thema „Sozialstaat in der Krise“, an der unter anderem der CSU-Vizevorsitzende Horst Seehofer und Bischof Dr. Walter Mixa teilnehmen werden.

AUSBLICK

VORLESUNGEN AUF RUSSISCH

Der Lehrstuhl für Mittel- und Osteuropäische Zeitgeschichte an der KU bietet im Sommersemester 2005 eine Vorlesung und eine Übung in russischer Sprache an. Das Angebot richtet sich an Studierende aller Fakultäten sowie Interessenten anderer Universitäten, die sich für russische Geschichte, Kultur und Sprache sowie vergleichende europäische Geschichte interessieren. Voraussetzung sind zumindest passive Russischkenntnisse. Weitere Informationen zu den Veranstaltungen unter www.ku-eichstaett.de/ZIMOS.

FINISSAGE VON „KANT UND KATHOLIZISMUS“

Die Finissage der Ausstellung „Kant und Katholizismus“, die seit Mitte Januar in der Staats- und Seminarbibliothek zu sehen ist, findet am Donnerstag, 21. April, um 19.30 Uhr statt.

TAG DER OFFENEN TÜR AN DER WWF

Am Samstag, 4. Juni, können sich Interessenten im Rahmen eines Tages der Offenen Tür über die Studienmöglichkeiten an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät informieren. Neben Schnuppervorlesungen bietet sich die Gelegenheit zum Gespräch mit Studierenden, Alumni und Mitarbeitern.

Weitere Informationen unter www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/WWF.

HOFGARTENFEST

Das Sommerfest der KU im Eichstätter Hofgarten finden in diesem Jahr am Donnerstag, 7. Juli, statt.

VERANSTALTUNGSKALENDER

Alle öffentlichen Veranstaltungen der KU sowie Tagungen finden sich im laufend aktualisierten Veranstaltungskalender im Internet unter www.ku-eichstaett.de

Hilfe beim Sprung in die Berufswelt

Alumni der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät geben ihre Erfahrung an Studierende weiter, indem sie als Mentoren zur Verfügung stehen – auch über das Studium hinaus.

► Von Constantin Schulte Strathaus

Seit rund zwei Jahren können Studierende der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät Ingolstadt von den Erfahrungen ihrer Vorgänger profitieren. Der Alumni-Verein der Fakultät „IN Kontakt“ und der Arbeitskreis Hochschulmarketing entwickelten gemeinsam das „Student-Alumni-Mentorship-Program“

ren. Der gesamte Zeitraum einer Mentor-Mentee-Partnerschaft ist auf mindestens drei Jahre angelegt, so dass das Programm bewusst nicht mit dem Studienabschluss endet. Somit kann der Mentee nicht nur bei der Planung seines Studiums Rat bei seinem Mentor suchen, sondern auch bei den ersten Karriereschritten.

Um sinnvolle Teams bilden zu können, steht am Anfang von SAMP ein Bewerbungs- und Auswahlverfahren. Die Mentoren werden mit einem Steckbrief und einem individuellem Anschreiben auf der SAMP-Homepage vorgestellt. Die Studierenden können sich dann über einen standardisierten Fragebogen und ein Motivations-schreiben bei ihrem jeweiligen Wunschmentor bewerben. Bei der Auswahl ihres Schützlings achten Mentoren nicht primär auf die Noten

der Studierenden: „Ich habe mich auf der Grundlage des Gesamtbildes entschieden. Neben fachlichen Interessen waren für mich die persönlichen Aspekte wichtig. Ich glaube, eine ähnliche ‚Wellenlänge‘ ist entscheidend für den beiderseitigen Nutzen einer solchen Partnerschaft“, sagt Klaus-Ulrich Pfeiffer, der 1995 sein Studium an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät als Diplom-Kaufmann abschloss. Er ist mittlerweile als Wirtschaftsprüfer und Steuerberater bei KPMG in München beschäftigt.

Zu Beginn des Mentoring soll jeder Mentee seine Erwartungen schriftlich ausarbeiten, so dass sich später der individuelle Fortschritt

bewerten lässt. Adam Meszaros ist seit 2003 Mentee von Klaus-Ulrich Pfeiffer und zieht eine positive Zwischenbilanz. Er hat bereits viele Ratschläge zu Vertiefungsfächern, Auslandsstudium und Praktika erhalten. „Die Auskünfte meines Mentors haben für mich einen sehr hohen Stellenwert, da sie auf langjähriger Erfahrung in der Arbeitswelt basieren und vertrauenswürdig sind. Im Rahmen unserer Gespräche habe ich viele Facetten verschiedener Tätigkeitsfelder kennen gelernt, über die man weder bei Recruiting-Workshops noch von Kommilitonen erfährt“, sagt Meszaros. Bei der Diskussion von Zukunftsplänen erhalte er von seinem Mentor ein persönlich zugeschnittenes Meinungsbild, weil dieser Stärken, Schwächen und Zukunftsvorstellungen des Mentees kenne. „Zudem stellt mir mein Mentor, ohne dass ich ihn darum bitten musste, sein persönliches Netzwerk zur Verfügung.“

Generationenvertrag: Heutige Mentees sind die Mentoren von morgen

Auch der Mentor profitiert von SAMP: „Ein wichtiger Antrieb ist der Kontakt zur Universität, an der man sein eigenes Studium verbracht hat, um die Entwicklung der Lehre in berufsrelevanten Gebieten verfolgen zu können“, erläutert Pfeiffer. Daneben sei der regelmäßige persönliche Kontakt zu seinem Mentee ein großer Profit. Um die nachhaltige Verankerung des Programms sicher zu stellen, beinhaltet SAMP einen Generationenvertrag: Der Mentee stellt sich nach Studienende und dem Einstieg in den Beruf selbst als Mentor zur Verfügung, um seine Erfahrungen an die nächste Generation von Studierenden weiterzugeben.

Auch der Absolventenverein der Eichstätter Journalistik (aej) bereitet zur Zeit ein Mentorenprogramm vor. „Wir wollen Studierenden Beratung und Orientierung aus der Berufspraxis heraus bieten, um den Einstieg in den Medienbereich zu erleichtern“, erklärt Peter Esser, Vorsitzender des aej.



Der erfahrene Mentor und sein Mentee bilden über mehrere Jahre hinweg ein Tandem, von dem beide Seiten profitieren.

(SAMP), in dem Studierende ab dem dritten Semester über mehrere Jahre hinweg von einem erfahrenen Mentor persönlich betreut werden. SAMP gehört zu den ersten Programmen dieser Art im deutschsprachigen Raum.

Spätestens mit dem Hauptstudium müssen sich die Studierenden durch die Wahl von Vertiefungsrichtungen stärker spezialisieren. Die berufliche Perspektive rückt stärker in den Vordergrund und der Orientierungsbedarf der Studierenden hinsichtlich des anstehenden Einstiegs in den Beruf steigt. An diesem Punkt setzt SAMP an und bietet Studierenden ein individuelles Betreuungsprogramm durch Mentoren.

Politik jenseits der Talkshows

Wie politische Prozesse außerhalb von Fernsehstudios im Alltag der Abgeordneten ablaufen, kann man bei einem Praktikum im Deutschen Bundestag erleben.

► Von Niko Switek

Ein Praktikum im Bundestag sollte für jeden Studenten der Politikwissenschaft Pflicht sein. Zwar hat jeder Politikstudent im Rahmen des Studiums Veranstaltungen zum politischen System der Bundesrepublik Deutschland hinter sich gebracht und sich dabei intensiv mit dem deutschen Parlament auseinandergesetzt. Doch die rein theoretische Beschäftigung mit dieser Materie ist kaum so spannend, wie die Gelegenheit, selbst in einem Abgeordnetenbüro in unmittelbarer Nähe zum Reichstag in Berlin zu sitzen und – wenn auch nur für einen kurzen Zeitraum – in den Politikeralltag einzutauchen. In meinem Fall ergab sich eine Praktikumsstelle im Büro der SPD-Abgeordneten Gabriele Frechen, die im Finanz- und Petitionsausschuss tätig ist.

Es ist sinnvoll, sich einen Abgeordneten nach dessen Arbeit in den Ausschüssen auszusuchen: Für den Europapolitik-Interessierten empfiehlt sich, je nach Parteipräferenz, eine Bewerbung bei einem Mitglied des Ausschusses für europäische Angelegenheiten. Wer seinen Schwerpunkt bei den internationalen Beziehungen setzt, ist beim Auswärtigen Ausschuss richtig. Eine andere Möglichkeit besteht darin, beim Direktkandidaten des eigenen Wahlkreises zu hospitieren. Man sollte sich früh genug bewerben, denn manche Büros planen fast ein ganzes Jahr im Voraus.

Länge und Bezahlung des Praktikums variieren je nach Büro. Es gibt den Praktikanten, der nur eine Woche bleibt (so unsinnig das ist), und solche, die ein halbes Jahr lang Einblicke erhalten. Einige Abgeordnete zahlen ihren Praktikanten aus ihrem Personal-Budget eine Aufwandsentschädigung, andere sind der Meinung, dass die spannenden Erfahrungen als Entlohnung ausreichen. Solche Unterschiede kommen auch

bei der täglichen Arbeit im Büro zum Tragen: Manche Praktikanten kümmern sich mehr um den Eingang der Post, beantworten Telefonanrufe oder setzen Glückwunschscheine auf. Auf der anderen Seite kann man auch umfassende Rechercheaufträge erhalten, telefoniert mit Fraktionsreferenten oder Arbeitsgruppen und verfasst Bürgerbriefe, die im Namen des Abgeordneten verschickt werden. So kann man in kurzer Zeit ein kleiner Experte auf einem Sachgebiet werden – manchmal hat man so schon sein Thema für die Magisterarbeit gefunden.

Neben der Arbeit am Schreibtisch sammelt man viele Eindrücke, wenn man seinen Abgeordneten bei dessen Terminen begleitet. Läuft man in den Sitzungswochen durch einen unterirdischen Gang vom Paul-Löbe-Haus in den Reichstag, begegnet man regelmäßig Politprominenten: Ob der Kanzler schnellen Schrittes zu einer Abstimmung ins Plenum eilt oder man Guido Westerwelle im Aufzug begegnet – anfangs zuckt man unmerklich zusammen. Entspannte Stimmung herrscht, wenn ein Abgeordneter Geburtstag hat und der gesamte Ausschuss um zehn Uhr vormittags mit einem Gläschen Wein anstößt – nicht ohne den Hinweis der Vorsitzenden an die anwesenden Praktikanten, dass der morgendliche Alkoholkonsum nicht die Regel und nur der Tatsache geschuldet sei, dass der betroffene Abgeordnete einen Weinberg besitze.

Abgeordnete strömen aus den Büros ins Plenum, um ein Votum abzuwehren.

Ein Muss ist ein Besuch von Fraktionssitzungen, die sich je nach Partei unterschiedlich gestalten: Während bei den Grünen Zuhörer auf dem Boden sitzen, wird bei der SPD jeder Besucher von Mitarbeitern der Fraktion pedantisch kontrolliert. Immerhin werden hier zentrale Themen der



DEUTSCHER BUNDESTAG

politischen Agenda offen und frei besprochen sowie Probeabstimmungen vorgenommen. Schließlich wartet ein Pulk von Journalisten und Kameramännern vor den Türen auf Statements.

Wenn man zwischendurch etwas Zeit zur Verfügung hat, darf man es keinesfalls versäumen, an den Plenarsitzungen des Bundestages teilzunehmen. Als Fernsehzuschauer kennt man nur ausschnittsweise die Reden der Polit-Prominenten. Hier kann man sich nun auch von den rhetorischen Fähigkeiten der eher unbekannteren Politiker beeindrucken lassen. Mitunter wird man Zeuge des leicht skurrilen Rituals, dass die Opposition einen Minister herbeizitiert will. Sukzessive strömen dann mehr und mehr Abgeordnete aus ihren Büros in das gewöhnlich eher schwach besetzte Plenum, um die entsprechende Abstimmung mit ihrer parlamentarischen Mehrheit abzuwehren. Danach leert sich der Plenarsaal wieder relativ schnell.

Es ist eine beeindruckende Atmosphäre, die einen für die Zeit des Praktikums gefangen nimmt. Aber Vorsicht: Es soll schon Studenten gegeben haben, die nach dem Praktikum im Bundestag gleich in Berlin bleiben wollten.

Wer sich für ein Praktikum bei einem Abgeordneten des Deutschen Bundestages interessiert, sollte sich frühzeitig bewerben, manche Büros planen ein Jahr im Voraus.

Mit ZESE zum Bildungsmanager

Seit 10 Jahren vermittelt das Zusatz und Ergänzungsstudium Erwachsenenbildung (ZESE) Kompetenzen in Bereichen wie Bildungsmanagement, Lehre, Schlüsselqualifikationen und Weiterbildungsconsulting mit einem breiten Angebot.

► Von Margret Fell

Was zunächst kräftiger finanzieller Unterstützung vom Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst zaghaft begann, hat sich zwischenzeitlich zu einem gefragten Studiengang entwickelt. „Die hier erworbenen Schlüsselqualifikationen und die vielfältigen Studieninhalte haben mich für meinen Arbeitgeber interessanter gemacht“, resümiert eine Absolventin des Zusatz- und Ergänzungsstudiums Erwachsenenbildung (ZESE), die an einer kürzlich vom Lehrstuhl Erwachsenenbildung/Außerschulische Jugendbildung durchgeführten Erhebung zum ZESE teilgenommen hat. Andere betonen im Antwortbogen die gute Ergänzung des ZESE zum Lehramtstudium. „Aufgrund der interdisziplinär zusammengesetzten Lerngruppe eröffnete sich mir die Möglichkeit, einmal über den Tellerrand meiner eigenen Disziplin hinauszuschauen“, ergänzt ein Betriebswirt. Aktuell ist der Studiengang von knapp 100 Studierenden aus dem gesamten Bundesgebiet sowie aus dem Ausland belegt.

Die gewachsene Nachfrage spiegelt den generellen Bedarf an qualifizierter Aus- und Weiterbildung in unserer Gesellschaft wider. Die immer schneller erfolgenden gesellschaftlichen und technologischen Wandlungsprozesse erfordern auf allen Lebensgebieten altersübergreifend ein lebensbegleitendes Weiterlernen. Das drückt auch die sehr unterschiedliche disziplinäre und berufliche Herkunft der Studierenden des ZESE aus (wie beispielsweise Weiterbildner, Juristen, Betriebswirte, Architekten, Lehrer, Theologen).

Viele der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Erwachsenen- und Weiterbildung sind durch ihre Erstausbildung für ein bestimmtes Fach qualifiziert. Jedoch erfordert ihre lehrende oder leitende Tätigkeit in der Weiterbildung von ihnen Fähigkeiten, die über ein fachliches Wissen hinausgehen, und methodisch-didaktische, soziale und personale Kompetenzen einschließen. Das ZESE richtet sich deshalb an bereits im Beruf stehende haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiter in der Weiterbildung, an Führungskräfte, die ihre Mitarbeiter zu Handeln im Team befähigen sollen so-

wie an Personen, die gerade ihr Studium an einer Universität oder Fachhochschule absolviert haben. Aufbauend auf ihrem Erststudium wird ihnen ein wissenschaftsfundiertes Anwendungs- und Umsetzungs-Know-How in den Bereichen Bildungsmanagement, Didaktik und Methodik, Lernberatung und Weiterbildungsconsulting, Moderation und Präsentation, Gesprächsführung, Mediation, Dialogische Teamentwicklung vermittelt.

Studienangebot zum Thema Bildungshaus- und Lernraumgestaltung

Die Studierenden haben die Möglichkeit, sich außerdem in bestimmten Handlungsfeldern zu spezialisieren, wie auf den Gebieten der Betrieblichen Weiterbildung, Familienbildung, Außerschulische Jugendbildung sowie der Persönlichen Lebensgestaltung. Nicht zuletzt konnte sich das ZESE über die Grenzen der Bundesrepublik Deutschland hinaus einen Namen machen, weil der Studiengang ein bisher europaweit einmaliges Studienangebot zum Thema Bildungshaus- und Lernraumgestaltung bereithält.

Bislang war das ZESE nur für Hochschulabsolventen aller Disziplinen mit universitärem Abschluss zugänglich. Nachdem aber in der Vergangenheit immer wieder Anfragen auch von FH-Studierenden bezüglich der Aufnahme in diesen Studiengang gestellt wurden, können sich nun auch alle FH-Absolventen mit einer Abschlussnote von mindestens 2.0 in das ZESE einschreiben. Das ZESE kann als Voll- oder Teilzeitstudium absolviert werden. Der jeweils gewählte Studienmodus entscheidet über die Studiendauer: Ein Vollzeitstudium dauert vier Semester, ein Teilzeitstudium sechs Semester. Die Absolventen erhalten ein Abschlusszeugnis. Nähere Informationen und Termine für eine Studienberatung gibt es beim Sekretariat des Lehrstuhls Erwachsenenbildung/Außerschulische Jugendbildung unter gerda.miller@ku-eichstaett.de.



Das Zusatz- und Ergänzungsstudium Erwachsenenbildung kann sowohl als Vollzeitstudium als auch als berufs begleitendes Teilzeitstudium absolviert werden.

Zu einem Streit gehören immer drei

Die Mediation ist mittlerweile auch in Deutschland ein anerkanntes außergerichtliches Verfahren, um Streitigkeiten zu schlichten. Seminare an der KU vermitteln Studierenden ein Gespür für die praktische Konfliktbewältigung.

► Von Barbara Staudigl

Geht es um den Protest von Anwohnern gegen den Ausbau eines Flughafens oder um eine private Streitigkeit zwischen zwei Personen – die Mediation als Verfahren der gewaltfreien Konfliktlösung hat in den zurückliegenden Jahren auch in Deutschland an Popularität gewonnen. Im Gegensatz zu Österreich, wo seit 2003 ein Zivilrechts-Mediationsgesetz in Kraft ist, gibt es in Deutschland jedoch noch keine gesetzliche Grundlage.

Das Verfahren der Mediation wird in den USA seit den 60er Jahren angewandt. Es ist ein Vermittlungsverfahren durch unparteiische Dritte, ein Verfahren, das darauf zielt, eine einvernehmliche Lösung zu finden (win-win-Lösung). Mediation oder Streitschlichtung ist kein gerichtliches Verfahren, obwohl es oft im Vorfeld eines juristischen Verfahrens zur außergerichtlichen Einigung eingesetzt wird. Mediation ist auch kein therapeutisches Verfahren, setzt sich nicht mit Tiefendimensionen der Persönlichkeit der Betroffenen auseinander, sondern fokussiert bewusst auf den Konflikt. Hinter dieser Abgrenzung steht nicht die Verweigerung einer juristischen oder therapeutischen Dimension (Mediatoren/innen haben meist selbst einen juristischen oder psychosozialen Grundberuf und verweisen die Klienten/innen bei Bedarf weiter), sondern die Einsicht in die Eigenart des Mediationsverfahrens.

Eine Schlichtung ist eine kurzfristige Intervention, die von der Fähigkeit und Eigenverantwortlichkeit der Konfliktparteien ausgeht, den Konflikt zu lösen. Mediation beruht auf Freiwilligkeit und Ergebnisoffenheit. Das heißt, es gibt keinen Erfolgsdruck, sondern es kann nur Lö-

sungen geben, die von allen akzeptiert werden.

Einen Einblick in die praktische Streitschlichtung geben Blockseminare, die ich im Studiengang Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit den Studierenden anbiete. „Habe ich Sie richtig verstanden, dass Sie sich verletzt fühlen, weil ...“, „Ich darf noch einmal zusammenfassen, was ich von Ihnen verstan-

ten“, wie man in der Mediation sagt. Dabei wechseln sich theoretische Einheiten, in denen die Grundlagen der Mediation vorgestellt werden, mit praktischen Einheiten ab, in denen das theoretisch Gelernte umgesetzt wird.

Das Mediationsverfahren beruht auf einem standardisierten idealtypischen Ablauf: Nach einem Erstgespräch werden Themen gesammelt, über die die Konfliktparteien sprechen wollen. Zur Konfliktherhellung werden dann die Interessen dargestellt, die hinter dem Konflikt liegen. Daraufhin werden Optionen zur Problemlösung gesammelt, am Schluss des Verfahrens soll eine Vereinbarung zwischen den Konflikt-



Im Rollenspiel erarbeiten und visualisieren Studierende verschiedene Phasen eines Konfliktes.

den habe...“, sind Redewendungen, die man hört, wenn die Studierenden in Rollenspielen an Konflikten arbeiten. Es gilt, sich zum Beispiel in eine junge Lehrerin zu versetzen, die auf einer Klassenfahrt trotz gegenteiliger Versprechen der Schüler feststellen muss, dass diese Alkohol konsumierten. In ihrem Ärger will sie nie wieder mit den Jugendlichen wegfahren. Ein anderer Fall ist der Konflikt zweier Lehrer, ausgelöst durch eine unrealistisch gute Notengebung und zu schülerfreundliches Verhalten des einen. An solchen Beispielen lernen die Studierenden, „sich durch den Konflikt zu arbei-

parteien stehen. Der Mediator bzw. die Mediatorin ist dabei verantwortlich für den Ablauf der Mediation, nicht für die Inhalte oder die Lösung des Konflikts. Er bzw. sie muss zunächst einmal den Verlauf eines Mediationsprozesses kennen, muss wissen, welche Schritte in welcher Konfliktphase erfolgen, darf keine Phase überspringen, nicht zu schnell in eine neue Phase übergehen.

Für die Studierenden bedeutet das, dass sie im Wechsel von Theorie und Praxis die einzelnen Mediationsphasen, die in der Realität zeitlich eng zusammen liegen, auseinander dividieren, in ihrer theoretischen

Struktur vorgestellt bekommen und schrittweise im Rollenspiel einüben. Als Dozentin gehe ich dabei von Gruppe zu Gruppe (je ein Mediator, zwei Vertreter der Konfliktparteien, ein Beobachter), beobachte das Verhalten und coache, wo es nötig und sinnvoll erscheint. Die Studierenden werten gruppenintern am Ende der Spielphase nach klaren Vorgaben aus.

sen, was für andere gut ist“, schildert eine Studentin ihre Erfahrungen als Mediatorin in einem Rollenspiel. Und ein Student bemerkt bei der Auswertung des Rollenspiels: „Ich habe gespürt, dass der Mediator nicht neutral war, dass er es mit meinem Kontrahenten besser kann. Die beiden haben sich verstanden und für mich war das die Botschaft: ‚Du bist draußen, die machen das ohne dich.‘“

Respekt vor der Eigenverantwortung der Klienten und die Allparteilichkeit sind wesentlich für eine gelingende Schlichtung. Schlichter müssen mit beiden Wirklichkeiten arbeiten; müssen auf gleichmäßige Redeanteile achten und mit Takt auch mal den „Vielredner“ ausbremsen und den Zurückhaltenden zu Wort kommen lassen, sie müssen Störungen ernst nehmen und Widerstände sichtbar machen.

Mediatoren sollen einen positiven

Mediatoren müssen durch ihre Fragetechnik Raum für Antworten lassen.

kommunikativen Rahmen herstellen: Sie müssen für einen abgegrenzten Gesprächsrahmen mit klaren Gesprächsregeln sorgen, Unterschiede aus- und festhalten, Gefühls- und Sachebene trennen und beides stimmig visualisieren (z.B. an der Flip-Chart). Dabei verwenden sie Gesprächstechniken, die aus kommunikationstheoretischen oder therapeutischen Kontexten bekannt sind: aktives Zuhören, neutrales Zusammenfassen, Spiegeln, Ich-Botschaften, Reframing, lösungsorientierte Fragetechniken. Mediation ist vornehmlich eine verbale Methode. Das bedeutet, das Sich-Mitteilen und das gegenseitige Zuhören spielen eine wichtige Rolle. Mediatoren sind dafür verantwortlich, dass dies auf konstruktive Weise geschieht. Im Rahmen des Seminars üben die Studierenden aktives Zuhören, reflektierendes Zusammenfassen, „Reframing“ (Zusammenfassen des Gehörten, so dass es in einem positiven Kontext steht) ein und trainieren Fragetechniken.

Wie vermeidet man bewertende Fragen, wie bringt man Zukunfts-offenheit in Fragestellungen, wie regt man die Kreativität der Konfliktparteien durch bestimmte Fra-

getechniken an? Wie bildet man lösungsorientierte, reflexive Fragen? Das Verändern der eigenen Fragetechnik ist wohl das Schwierigste - eine Erkenntnis, die Streitschlichter mit vielen Lehrern teilen, die beim Unterrichten feststellen, dass sie zu Entscheidungsfragen neigen, die den Spielraum der Antwortenden einengen.

Konflikte rühren immer an der eigenen Persönlichkeit, haben mit dem eigenen Konfliktverhalten zu tun. Auch wenn die Mediation standardisiert ist, auch wenn Kommunikationstechniken eingeübt werden können: Es ist doch die einzelne Persönlichkeit mit ihrem konkreten Erfahrungshintergrund, die als Schlichter in Erscheinung tritt.

Deshalb werden in das Seminar kleinere Selbsterfahrungsübungen integriert, die sich mit eigenen gelösten und ungelösten Konflikten der Vergangenheit beschäftigen, die zur Reflexion anregen: Welcher Konflikttyp bin ich selbst? Zu welchen Reaktionsmustern neige ich – als Streitender, als Schlichtender? Die meisten Studierenden, die an diesem Seminar teilnehmen, werden später in Schulen unterrichten und in der Jugendarbeit tätig sein. Vor allem in Schulen hat sich Peer-Mediation etabliert; Streitschlichterprogramme gehören vielerorts zum Schulprogramm, das Entwickeln einer Streitkultur zu den konstruktivsten Formen einer Erziehung zur Mündigkeit. Kurze Videosequenzen und eine kritisch-konstruktive Sichtung von diversen Schlichterprogrammen geben den Studierenden einen Einblick in diese spezielle Form der Mediation.

Das Seminar zur Streitschlichtung dauert drei Tage und kann keine Mediatorinnen und Mediatoren hervorbringen. (Zum Vergleich: Für diese Ausbildung werden in Deutschland von den großen Bundesverbänden für Mediation rund 200 Zeitstunden angesetzt.) Das Seminar soll Studierenden jedoch eine Methode der Konfliktlösung vorstellen, mit denen sie im späteren Berufsleben arbeiten können; es soll zu einem eigenverantwortlichen Umgang mit Konflikten anregen; es soll die Einübung von kommunikativen Grundtechniken ermöglichen – und es darf auch Spaß machen.



Wer dominiert, wer steckt zurück? Zwei Studierende zeichnen gemeinsam mit einem Stift

Eine der wesentlichen Aufgaben des Schlichters ist es, die Eigenverantwortlichkeit der Konfliktparteien ernst zu nehmen, ihre Autonomie zu stärken. Mediatoren haben nicht die Funktion eines Schiedsrichters, sollen nicht „durchgreifen“, nicht Recht sprechen, keine Kompromisse vorschlagen. Sie müssen neutral bleiben – die Mediation nennt dies „allparteilich“.

So klar die Vorgaben sind, so schwer ist es, sie in der Praxis umzusetzen: „Ich habe mich dabei erappt, dass ich den Konflikt für die beiden lösen wollte. Das ist wohl eine Versuchung von uns zukünftigen Lehrerinnen, dass wir eingreifen, für Recht sorgen wollen, meinen zu wis-



MICHAEL RUDOLPH

Zwischen Pop und Propaganda

Hörfunkjournalisten in der DDR standen vor einer kaum lösbaren Aufgabe: Quote machen im Konkurrenzkampf mit den Sendern des Westens und gleichzeitig den ideologischen Vorgaben der SED-Spitze genügen.

► Von Klaus Arnold

Kein schöner Land als die untergegangene DDR. Das putzige Sandmännchen brachte die Kinder ins Bett, Kati Witt verbreitete Charme auf Weltniveau und Bands wie die Puhdys oder City lieferten den rockigen Soundtrack. War das die DDR? Zumindest wurde dies im Sommer 2003 so im Fernsehen präsentiert. Die Trabbis tuckerten auf allen Kanälen, das Studiopublikum schunkelte zur FDJ-Hymne „Bau auf, bau auf, Freie deutsche Jugend, bau auf“ und eine Ostalgie-Welle aus Club-Cola und Rotkäppchensekt spülte – so meinten zumindest manche Kritiker wie der Schriftsteller Erich Loest – die SED-Diktatur samt Stasi und Mauertoten hinweg. Dem Fernsehpubli-

kum schien diese Art von Geschichtsdarstellung jedoch zu gefallen: Die Ostalgie-Revuen von RTL, SAT.1, ZDF und MDR erzielten Spitzen-Quoten in Ost und West. Nun tendieren Funkmedien dazu, auch schwierige Themen unterhaltend, am besten als Show zu präsentieren. Dies liegt vor allem daran, dass die meisten Menschen genau das von ihnen erwarten: Sie wollen gut unterhalten werden. Dies gilt jedoch nicht nur für das Fernsehen, sondern auch und vielleicht noch mehr für das Radio. Und offensichtlich können diese Unterhaltungsbedürfnisse bei fast keiner Thematik und in fast keinem politischen System ignoriert werden. So sind die Ostalgie-Sendungen eigentlich nur deshalb möglich, weil in der DDR nicht darauf verzichtet wurde, po-

puläre Medieninhalte zu produzieren, die anscheinend auch noch heute als Erinnerung oder als Neuentdeckung ansprechend sind.

Bis in die 60er Jahre war es weniger das Fernsehen, sondern das damalige Leitmedium Radio, das die Unterhaltungsbedürfnisse bedienen musste. Auch die Radiomacher in der DDR waren trotz strenger ideologischer Vorgaben der SED-Spitze gezwungen, ihre Programme so attraktiv zu gestalten, dass die Hörer sie nicht sofort wieder abdrehten oder – noch schlimmer – weiterdrehten zum RIAS oder zu Radio Luxemburg. Die Programme konnten also keinesfalls nur aus Politik und Propaganda bestehen. Wenn die Ostsender überhaupt gehört werden wollten, mussten sie politikfreie Unterhaltung bieten, mit der die SED-Spitze jedoch lange Zeit große Probleme hatte. So lautet kurz gefasst das Fazit einer Tagung zur Geschichte des Hörfunks in der DDR, die die Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt zusammen mit dem Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF) im

letzten Jahr beim DeutschlandRadio in Berlin veranstaltete. Bei dieser Tagung beschäftigten sich Wissenschaftler und Zeitzeugen neben der politischen Kontrolle und Propaganda vor allem auch mit der Unterhaltung im DDR-Radio.

Dass sich die meisten Menschen beim Radiohören in erster Linie unterhalten wollen, ist schon seit langer Zeit bekannt. Leichte Musik und bunte Abende waren nach den ersten Publikumsbefragungen in den 20er Jahren bereits in der Frühzeit des Radios die Favoriten. Auch das Phänomen des „Nebenbeihörens“ wurde bereits damals registriert. Im Großen und Ganzen blieben die Hörerwünsche und das Hörverhalten in den folgenden Jahrzehnten konstant. Hörer in der DDR wünschten sich genauso wie ihre westdeutschen Verwandten Revuen, Tanzmusik und Schlager, ab und zu unterbrochen von Service-Meldungen und Nachrichten. Nur eine relativ kleine, höher gebildete Minderheit interessierte sich für anspruchsvolle Musik und lange kulturelle oder politische Wort-Sendungen.

Die Machthaber in der DDR hatten jedoch den Anspruch, die Menschen gemäß ihrer Vorstellungen aufzuklären und zu erziehen. Ein einseitiges, aber durchaus komplexes Weltbild sollte verbreitet und die Hörer im Sinne einer marxistisch-leninistisch geprägten Ideologie erzogen werden. Dazu kam das Ziel, untere Schichten für Hochkultur – etwa für klassische Musik – zu begeistern. Somit tat man sich mit bloßer, in den Augen der SED, funktionsloser Unterhaltung schwer. Dies umso mehr, da man (irrtümlicherweise) davon ausging, dass Medien eine direkte und starke Wirkung auf das Publikum hätten. Allerdings kam man an den Hörerwünschen nicht vorbei. So war bereits in den ersten Jahren der Unterhaltungsanteil im DDR-Funk zeitweise relativ groß. 1955 lag der Musikanteil am Gesamtprogramm bei 68 Prozent. Und in der zweiten Hälfte der 50er Jahre brachten die DDR-Sender in der damaligen Radio-Primetime zwischen 19 und 22 Uhr mehr Unterhaltung als bei-

spielsweise der Westdeutsche Rundfunk (WDR). Gab man damit den Hörerwünschen nach? Nicht ganz. Vor allem in den ersten Jahren versuchte der DDR-Rundfunk Unterhaltungssendungen zu politisieren, auch sie sollten eine erziehende Funktion haben: So veranstaltete der Rundfunk zum Beispiel Betriebs- und Dorfabende, die auf unterhaltende Art „Mängel und Fehler aufzeigen“ sowie „zur Selbstkritik“ anregen sollten. Zudem wurden die Musiksendungen oft von politischen Einblendungen unterbrochen, was bei den Hörern äußerst unbeliebt war. Nach dem Aufstand am 17. Juni 1953 änderte sich dies zwar: Nun wurde für einige Zeit ein deutlich besseres Unterhaltungsprogramm mit beliebten „Formaten“ wie Schlagerlotterien oder Rätselsendungen produziert. Allerdings begann die SED-Spitze bald zurückzurudern und machte eine Reihe von Programmreformen wieder rückgängig.

Das Jugendprogramm DT 64 des DDR-Radios wurde sogar im Westen gelobt.

Unterhaltungssendungen – zumal wenn sie mit harmlosen, unpolitischen Humor zu tun hatten – wurden von den politisch Verantwortlichen stets höchst misstrauisch beäugt. Erst ab Mitte der 60er Jahre gewannen die Machthaber ein weniger verkramptes Verhältnis zur Unterhaltung im Hörfunk. Das Radio konnte hier von den allgemeinen Liberalisierungen und der Aufbruchstimmung nach dem VI. Parteitag 1963 profitieren, auf dem die SED beschloss, mit dem so genannten Neuen Ökonomischen System der Planung und Leitung verstärkt auf Eigeninitiative und Marktmechanismen zu setzen. Höhepunkt dieser Entwicklung war das Deutschlandtreffen der Jugend an Pfingsten 1964. Das DDR-Radio sendete für dieses Ereignis unter dem Namen DT 64 mehrere Tage lang ein reines Jugendprogramm, bei dem flotte Tanz- und Pop-Musik dominierten. Und von der Stuttgarter Wochenzeitung Christ und Welt wurden selbst die „politischen Parts“ als „jugendfrisch“ gelobt. DT

64 existierte nach dem Deutschlandtreffen als Jugendsendung weiter und konnte sein Programm Zug um Zug ausweiten.

Die gesellschaftliche Reformpolitik wurde jedoch bei der als „Kahlschlagsplenium“ bekannten 11. Tagung des Zentralkomitees (ZK) der SED 1965 wieder rückgängig gemacht. Politbüromitglied Erich Honecker griff auf dem Plenum auch die Beat-Musik scharf an und meinte, „dass der Gegner diese Art von Musik ausnutzt, um durch Übersteigerung der Beat-Rhythmen Jugendliche zu Exzessen aufzuputtschen.“ Dennoch sendete das Jugendstudio DT 64 nach einer kurzen Pause bald wieder die Beatles und andere Pop- und Beatstücke. Dass der Hörfunk weniger vom „Kahlschlag“ betroffen war, lag möglicherweise an der Konkurrenz des Fernsehens. So geriet das Radio immer mehr aus dem Blickfeld der Mächtigen, die sich jetzt auf das neue Leitmedium Fernsehen hin orientierten. Obwohl es gerade bei der Rockmusik noch häufiger zu Einschränkungen kam, entwickelten sich die Hörfunkprogramme nun insgesamt ähnlich wie die Angebote im Westen. Und dies bedeutete bei tendenziell mehr Kanälen mehr Differenzierung: So bot der DDR-Hörfunk neben einem massenattraktiven Informations- und Unterhaltungsprogramm bald einen Bildungskanal und mehr regionale Fenster. Und 1986 wurde schließlich aus dem Jugendstudio DT 64 ein eigenes Vollprogramm.

Den Hörerbedürfnissen trug die SED-Führung jedoch nur im Unterhaltungsbereich zumindest teilweise Rechnung. Beim journalistisch-politischen Programm sah dies anders aus. Obwohl sich die Hörer allgemein eher wenig für Politik und die DDR-Hörer noch weniger für die Politikdarstellungen in den DDR-Medien interessierten, waren für die SED-Machthaber die politischen Wort-Programme zentral. Sie sollten die Menschen zum sozialistischen Bewusstsein erziehen und sie für Aufbau- und Arbeitsleistungen mobilisieren. Um diese Ziele zu verwirklichen und ein Funktionieren der Medien im Sinne der

SED-Führung zu sichern, schufen die Machthaber ein umfangreiches Planungs- und Kontrollsystem, dem auch der Hörfunk unterlag. Im Rahmen von Argumentationen versuchte die Parteiführung, die politischen Inhalte der Medien manchmal bis ins kleinste sprachliche Detail zu steuern. Gemäß der marxistisch-leninistisch geprägten Medienkonzeption der DDR, die einen möglichst parteilichen Journalismus forderte, verbreiteten die DDR-Medien – und damit natürlich auch der Hörfunk – ein extrem einseitiges, ideologisch geprägtes Weltbild. Zwar ist es heute trotz einer Reihe von Detailstudien schwierig, Aussagen über das gesamte politische Wortprogramm zu machen, nur kleine Teile des Programms – zumeist die Kommentare – sind erhalten. Und unglaublicherweise liegt beispielsweise keine einzige komplette Nachrichtensendung aus den 50er und 60er Jahren mehr vor. Dennoch kann man davon ausgehen, dass auch diese Teile des Programms tendenziell einseitig waren, da in der DDR Nachrichten und Berichte parteilich zu präsentieren waren.

Die im politischen Informationsprogramm verbreitete und der alltäglichen Wirklichkeit oft stark widersprechende Propaganda dürfte somit dazu beigetragen haben, das sowieso nicht allzu hoch zu veranschlagende Bedürfnis nach politischen Informationen im Hörfunk noch weiter herabzusetzen. Die Propaganda-Sendungen wurden höchstens von einer kleinen überzeugten Minderheit bewusst wahrgenommen. Deren Anteil an der Gesamtbevölkerung lag allerdings nur um die 20 Prozent. Die Information, die dieses Programm für die meisten Menschen transportiert hat, war vermutlich, dass es weiter keine relevanten Informationen enthält. Es war also kaum der Mühe wert, es zumindest ab und zu aufmerksam zu verfolgen. Und wenn diese Programme doch einmal intensiver gehört wurden, so besaßen sie für die meisten DDR-Bürger so gut wie keine Glaubwürdigkeit. Soweit die politische Propaganda nicht über Hand nahm und die DDR-Radiosender ein halbwegs ansprechendes Unterhaltungsprogramm boten, waren die

Sender für die Hörer jedoch durchaus attraktiv. So hörte die Mehrheit, obwohl der Westempfang immer eine große Rolle spielte, ostdeutsche Programme. Das zeigen unter anderem Befragungen von ostdeutschen Westberlin-Besuchern. Für die meisten Hörer war es offensichtlich ausreichend, ab und zu etwas Musik zu hören sowie über Wetter und Zeit informiert zu werden. Ein Bedürfnis, das von ostdeutschen Stationen besser oder genauso gut erfüllt wurde, wie von westdeutschen Sendern. Oder wie der Münchner Kommunikationswissenschaftler Michael Meyen es ausdrückt: „Wozu lange am Radio fummeln, wenn es eigentlich nur um ein Hintergrundgeräusch geht?“

Die im Hörfunk und anderen Medien verbreitete direkte politische Propaganda war somit insgesamt eher erfolglos. Nur eine Minderheit, die vom System überzeugt war, konnte möglicherweise von den Propaganda-Sendungen erreicht werden. Die Unterhaltungsangebote wurden jedoch genutzt und waren beliebt. Die SED-Führung befand sich somit – zumindest nach ihrer Sichtweise – in einem Dilemma: Propagandaprogramme waren nicht erwünscht und wurden nicht oder höchstens nebenbei genutzt. Unterhaltungsprogramme schienen in den Augen der SED-Führung nicht der Intention zu entsprechen, die Menschen zum sozialistischen Bewusstsein zu erziehen und somit die eigene Herrschaft zu sichern. Dass sie zumindest zur Herrschaftsstabilisierung indirekt dann eben doch beitrugen, zeigen nicht zuletzt die Erfolge der Ostalgie-Sendungen, die einen Hinweis

darauf geben, dass sich die Menschen vor allem über die Unterhaltung mit der DDR identifizieren konnten und möglicherweise immer noch können.

LITERATUR

Zur Tagung der KU und des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF) rund um das Radio in der DDR ist ein umfangreicher Band erschienen, in dem die verschiedenen Facetten des DDR-Hörfunks thematisiert werden.

Klaus Arnold/Christoph Classen (Hrsg.): Zwischen Pop und Propaganda. Radio in der DDR. Berlin 2004 (Links Verlag).



Wenn der Berg ins Tal kommt

Unter welchen Bedingungen Naturgefahren in alpinen Geosystemen entstehen, untersucht das Forschungsprojekt SEDAG. Dabei werden Grundlagen geschaffen, die eine bessere Risikoanalyse in gefährdeten Gebiete ermöglichen und als Vorbereitung auf Folgen des Klimawandels dienen.

Bei aller Diskussion um Ausmaß und Ursachen des Klimawandels und den Einfluss der Menschen auf das komplizierte globale Klimasystem ist die Existenz von Klimaveränderungen unstrittig. Modellrechnungen in globalem, kontinentalem und regionalem Maßstab sind in der Lage, mögliche Szenarien der Veränderungen, etwa von Mitteltemperaturen oder Niederschlagssummen, zu prognostizieren. Es ist zu erwarten, dass die Bedrohung durch Naturgefahren infolge der Klimaänderungen in den kommenden Jahrzehnten dramatisch zunehmen wird. Um das Risiko und damit mögliche Schäden zu minimieren ist eine schnelle und angemessene Reaktion auf diese Gefahrensituation unumgänglich. Zwei Strategien müssen verfolgt werden: das „Gegensteuern“ bei den Ursachen, wie zum Beispiel die Reduktion von Treibhausgasemissionen, und die Vorsorge bei den Konsequenzen, die neben technischen Maßnahmen vor allem auch eine Anpassung der Menschen an die

sich verändernde Umwelt beinhalten muss. Da es sich – aus mehrheitlich politischen Gründen – als erheblich schwerer herausgestellt hat, die Ursachen des Klimawandels zu bekämpfen, bleibt im Wesentlichen die Alternative, sich auf die Konsequenzen der Veränderungen einzustellen, zumal sich bereits heute irreversible Veränderungen des globalen Klimas abzeichnen, die durch eine Fortsetzung menschlicher Eingriffe in das System nur noch größere Ausmaße annehmen werden.

In diesem Zusammenhang ist es höchst problematisch, dass zahlreiche Prozesse in Geosystemen noch nicht ausreichend verstanden sind. Daher ist die Reaktion der Systeme auf den Klimawandel ebenso schwer zu prognostizieren wie der Klimawandel selbst. Physikalische Rechenmodelle funktionieren auf Quanten- und Atomebene, sie berechnen die Bewegungen von Sternen und Planeten; jedoch die Komplexität der Prozesse in natür-

lichen Ökosystemen, wie das Einsickern von Wasser in einen Boden oder die Bewegung einer Mure an einem Hang, kann aufgrund der vielfältigen Interaktionen und Rückkopplungen physikalisch nur unzureichend wiedergegeben werden. Die Grundlagenforschung im Bereich Naturgefahren versucht die Defizite im Prozessverständnis zu verringern und beschäftigt sich zum Beispiel mit der Abhängigkeit der Prozesse von lokalen Gegebenheiten und von auslösenden Faktoren in der Atmosphäre, Hydrosphäre, Geosphäre und Anthroposphäre (also dem Einfluss des Menschen).

Besonders wichtig ist die Erforschung von Gefahrenprozessen in Regionen, in denen der Klimawandel bestehende Probleme verschärfen oder neue erzeugen wird. Die Wahl unserer Untersuchungsgebiete in den Alpen hat bei weitem nicht nur etwas mit der räumlichen Nähe zum Standort Eichstätt zu tun, sondern vielmehr mit der besonderen Sensitivität gegenüber Naturgefahrenprozessen. So wirken in dem geologisch gesehen jungen Hochgebirge geomorphologische Prozesse (siehe separater Kasten) von besonderer Häufigkeit und Intensität. Die Vergletscherung der zurückliegenden Eiszeiten ist daran maßgeblich beteiligt, da von Gletschern überfahrene Hänge im Gebirge besonders steil sind, und die Formung mit der Bildung enormer Schuttmassen einhergeht, die heute ein erhebliches Gefahrenpotenzial (etwa durch Muren) bergen. Da die Alpen mitten in der Zugbahn der Westwinde, der wichtigsten „Klimamaschine“ für Mitteleuropa, stehen, ist hier die Niederschlagssumme und die Häufigkeit von Starkniederschlägen besonders hoch. Hohe Niederschlagssummen und -intensitäten sind vor allem mit Prozessen wie Hochwasser, Muren und Schneelawinen verbunden. Unsere Forschung erstreckt sich gleichwohl auch auf andere geomorphologische Prozesse, die in Hochgebirgen vorkommen. Die besondere Relevanz von Naturgefahren in den

Der Klimawandel und seine Folgen: Verschüttete Autos nach einem Murabgang im Lainbachtal bei Benediktbeuern.



BECHT

Alpen hat auch Ursachen, die mit dem Naturraum nur bedingt zusammenhängen: Da die Siedlungsdichte in den Alpentälern im 20. Jahrhundert stark angestiegen ist und sie zugleich als wichtige Verkehrsachsen für den Transit durch Autobahnen und Bahnschienen dienen, ist der Mensch dort besonders anfällig für die Folgen von Naturgefahrenprozessen. Zugleich werden Siedlungs- und Verkehrsflächen vor allem im Zuge des Tourismus – im Sommer und Winter ein wichtiger Wirtschaftsfaktor – intensiv genutzt. Dies geschieht nicht immer unter Berücksichtigung der Risiken durch Naturgefahren.

Die Bedeutung der geomorphologischen Prozesse geht über die Wahrnehmung als Naturgefahr hinaus. Durch die Prozesse werden Gebirge abgetragen und die entstehenden Lockermaterialien verlagert und abtransportiert. Der Sedimenthaushalt eines Gebietes ist definiert als die Summe dieser Materialflüsse, die einen wichtigen Teil des Landschaftshaushaltes darstellen. Zur Beschreibung der im Hochgebirge auftretenden geomorphologischen Prozesse und ihrer Interaktionen wird im Rahmen der Systemanalyse die Modellvorstellung einer Kaskade verwendet (vgl. Abb. 1). Eine Kaskade beschreibt dabei ein dynamisches System, in dem die einzelnen Prozesse als Subsysteme betrachtet werden. Ein Subsystem (z.B. Steinschlag) liefert mit seinem

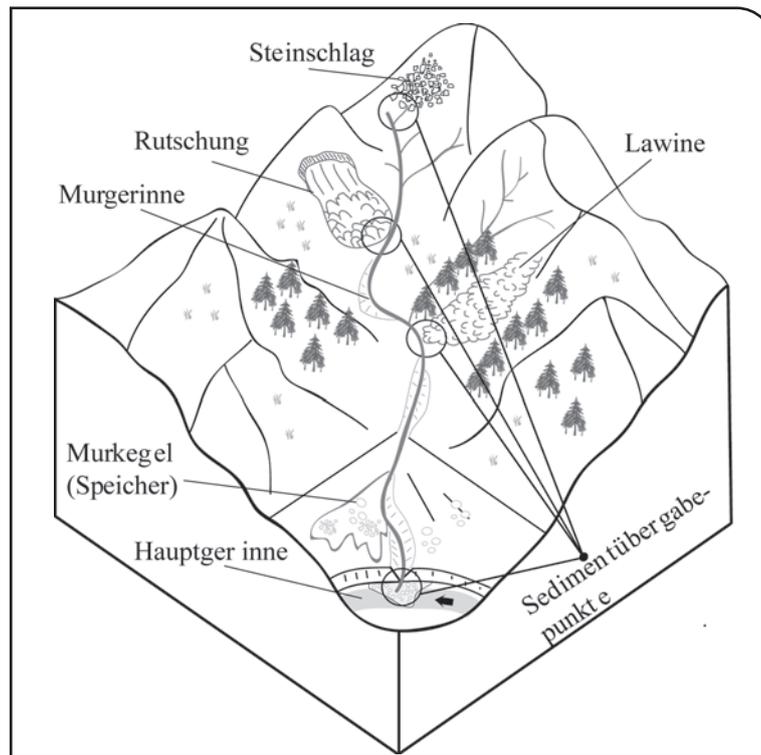


Abb. 1: Geomorphologische Prozesse im Hochgebirge beschreibt das Kaskadenmodell. Es zeigt, wie Subsysteme ihr Material an tieferliegende Bereiche weitergeben.

Output den Input für ein anderes Subsystem (z.B. Muren). Innerhalb der Subsysteme wirken Regler, die die zugeführte Masse oder Energie in einen Speicher (z.B. Schutthalde) leiten, oder sie an das nächste Subsystem übergeben. Auf diese Weise lässt sich der Materialtransport bis an die Grenze des beobachteten Untersuchungsgebietes verfolgen. Das Ziel des Forschungsprojektes SEDAG (Sedimentkaskaden in alpinen Geosystemen) ist, die einzelnen geomorphologischen Prozesse zu verstehen und ihre Abtragsleistung

zu quantifizieren. Diese Kenntnisse sollen dann Eingang in eine modellhafte Abbildung des Kaskadensystems finden. Die Bearbeitung einer so umfassenden Fragestellung ist nur möglich, wenn unterschiedliche Fachkompetenzen aus verschiedenen Disziplinen zusammengeführt werden. Das Forschungsprojekt SEDAG wurde daher als Verbundprojekt verschiedener Arbeitsgruppen der Universitäten Bonn, Erlangen-Nürnberg, Halle, Regensburg und Eichstätt-Ingolstadt konzipiert und wird seit dem Jahr 2000 durch die

Mure, Rutschung, Bergsturz? Ein Glossar.

Mure: Sehr schnelle, reißende Bewegung einer breiartigen Suspension aus Wasser, Erde, grobem und feinem Schutt in Wildbächen oder alten Murfurchen am Hang.

Lawine: Schnelle bis sehr schnelle ruckhafte Bewegung von Schnee und Eis an einem Hang entlang einer Gleitschicht, die innerhalb der Schneedecke entstehen kann oder an der Grenzfläche zum Boden liegt.

Rutschung: Meist ruckhafte Massenbewegung an Hängen im wasseraufnahmefähigen Locker- oder Festgestein oder auch in Böden unter maßgeblicher Einwirkung der Schwerkraft. Auslösung nach Niederschlägen infolge starker Durchfeuchtung.

Steinschlag und Felssturz: Sturzbewegung von einzelnen Steinen oder einem größeren zusammenhängenden Gesteinspaket an Wänden.

Bergsturz: Abgang von sehr großen Gesteinsvolumina mit hoher Geschwindigkeit an steilen Hängen oder Wänden.

Fluviale Erosion/Denudation: Linien- oder flächenhafter Abtrag von Lockermaterial und/oder Boden durch fließendes Wasser in Gerinnen oder an Hängen.

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert. Dabei liegt die Koordination des Gesamtverbands beim Lehrstuhl für Physische Geographie der KU Eichstätt-Ingolstadt. Das Forschungsvorhaben läuft zur Zeit in der dritten Förderungsphase und wird mit diesen Arbeiten Ende 2006 abgeschlossen werden.

Für die Forschungen wurden zwei Untersuchungsgebiete in den bayerischen Kalkalpen ausgewählt, die sich durch ihre Naturraumausstattung deutlich voneinander unterscheiden: das Reintal (Wettersteingebirge) und der Lahnwiesgraben (Ammergebirge). Mit großem instrumentellen und personellen Einsatz wurden dort zahlreiche Messeinrichtungen (beispielsweise für Niederschlag, Abfluss, Erosion und Bodenbewegungen) installiert, um die Dynamik der einzelnen Prozesse vor Ort messen und bilanzieren zu können. Diese Ergebnisse bilden mit weiteren Daten (Geologie, Vegetation, Böden, Relief) die Grundlage für die Entwicklung, Kalibrierung und Validierung von Modellen mit deren Hilfe die Prozesse simuliert werden können (vgl. Abb. 2). Damit wird es auch möglich, die Auswirkungen zukünftiger Veränderungen der natür-

lichen oder anthropogenen Bedingungen auf die Naturgefahrensituation zu prognostizieren.

Die aus der Grundlagenforschung gewonnenen Erkenntnisse haben damit einen direkten Anwendungsbezug. Ein verbessertes Prozessverständnis und die darauf aufbauenden Modellrechnungen erlauben die Bearbeitung einer Vielzahl von Fragestellungen. Für die Abgrenzung der durch geomorphologische Prozesse gefährdeten Gebiete (Gefahrenzonierung) müssen neben der Frage, wo welche Pro-

Bessere Raumplanung durch den nachhaltigen Umgang mit Naturgefahren.

zesse ausgelöst werden können, auch die Fragen beantwortet werden, welchen Weg sie hangabwärts verfolgen und wie weit ihre Wirkungen reichen. Eine Gefahrenbeurteilung erfordert zusätzlich die Abklärung der im Gefahrengebiet zu erwartenden Wirkungen. Dies beinhaltet die Abschätzung der Dynamik und Kinematik der Prozessabläufe und die in diesem Zusammenhang erfolgenden Energieumlagerungen (z.B. Aufpralldrücke auf Bauwerke). Die Kenntnis der potentiell verlagerten Massen

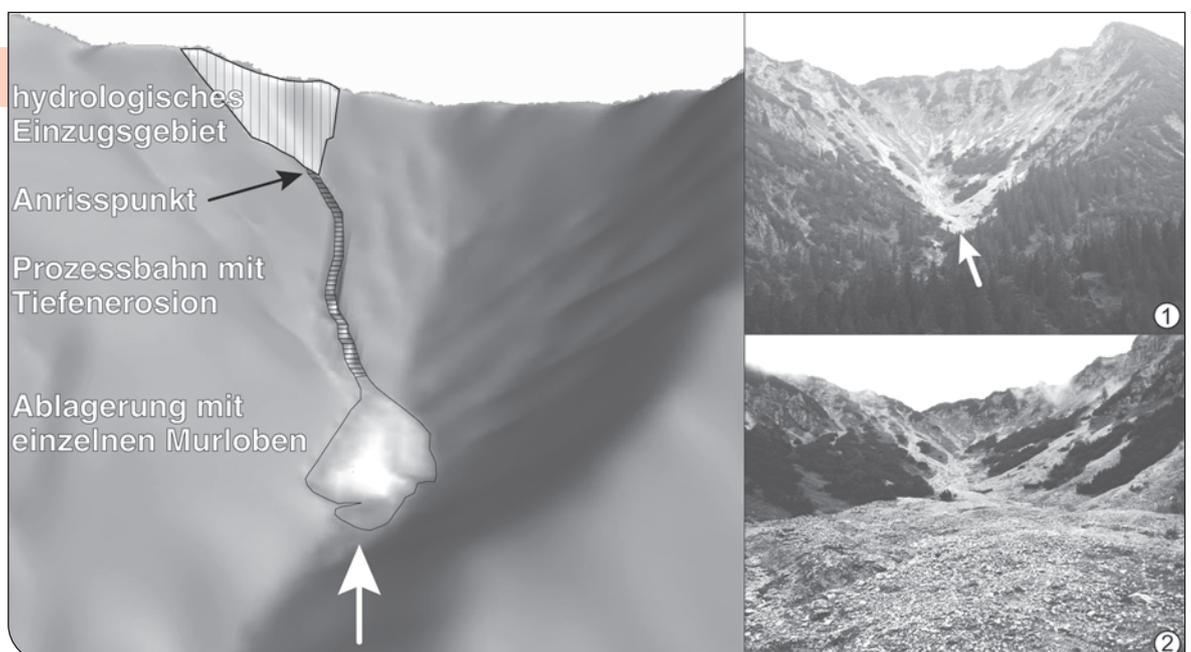
(Sedimentbilanz) ist hierfür essentiell. Ausmaß und Wahrscheinlichkeit der gefährlichen Prozesse können nur dann fundiert abgeschätzt werden, wenn die Voraussetzungen und Umstände der Auslösung der Prozesse erkannt sind. Im Zusammenhang mit dem Schadenpotential (z.B. gefährdete Objekte, Menschenleben) können die Ergebnisse für eine umfassende Risikoabschätzung herangezogen werden. Damit stehen wichtige Methoden für den nachhaltigen Umgang mit Naturgefahren in der Raumplanung für den Alpenraum zur Verfügung.

Der hohen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Relevanz der Erforschung natürlicher Systeme trägt der neu geschaffene Studienschwerpunkt „Umweltgefahren und Umweltprozesse“ im Fach Geographie an der KU Eichstätt-Ingolstadt Rechnung. Laufende Forschungsprojekte – wie das Projekt SEDAG und aktuelle Ergebnisse daraus – finden so auf direktem Weg Eingang in die Ausbildung der Studierenden.

**Michael Becht/Florian Hass/
Tobias Heckmann/
Volker Wichmann**

www.ku-eichstaett.de/Fakultae-

Abb. 2: Das Projekt SEDAG hat die Prognose von Naturgefahren zum Ziel. Unzählige Messergebnisse fließen in Modelle ein, um künftige geomorphologische Prozesse zu simulieren. Ein Beispiel: Die 3D-Modellierung einer Hangmure im Kuhkar (Lahnwiesgraben). Foto 1 zeigt das Kar, die weißen Pfeile zeigen die Aufnahmerrichtung von Foto 2.



Bewährungshilfe mit Qualität

Die Zahl der Klienten pro Bewährungshelfer ist in den vergangenen Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen. Wie Bewährungshilfe methodisch erfolgreich intervenieren kann, untersucht ein KU-Projekt.

► **Von Heidi Schaitl und Wolfgang Klug**

Die Strafaussetzung zur Bewährung, mit der Möglichkeit für die Gerichte, Bewährungshilfe anzuordnen, wurde bereits 1953 in das deutsche Strafrecht eingeführt. Klienten der Bewährungshilfe sind Erwachsene und Jugendliche, bei denen eine Freiheitsstrafe, eine Jugendstrafe, eine Maßregel oder ein Strafrest zur Bewährung ausgesetzt wurde und die der Aufsicht und Leitung eines Bewährungshelfers unterstellt wurden. Hauptamtliche Bewährungshelfer sind Diplom-Sozialpädagogen/-Sozialarbeiter.

Der gesetzliche Auftrag der Bewährungshilfe ist in Paragraph 56 d Abs. 3 Strafgesetzbuch verankert: Einerseits steht der Bewährungshelfer dem Verurteilten helfend und betreuend zur Seite. Andererseits überwacht er im Einvernehmen mit dem Gericht die Erfüllung der Auflagen und Weisungen und berichtet über die Lebensführung des Verurteilten. Hieraus ergibt sich das so genannte „Doppelte Mandat“ der Bewährungshilfe: Der Bewährungshelfer bietet dem Probanden einerseits Hilfe an, welche dieser entweder annehmen kann oder auch nicht. Das Ziel der Resozialisierung, der Verhinderung bzw. Reduzierung von Haft, steht hier im Vordergrund. Andererseits soll der Bewährungshelfer zur öffentlichen Sicherheit beitragen, indem er hoheitliche Kontrolle ausübt, der sich jeder Proband unterziehen muss.

Wie auch andere Bereiche des öffentlichen Dienstes unterliegt die Bewährungshilfe der sich verschärfenden Haushaltslage. Dies zeigt sich an zwei Phänomenen: Zum einen steigt die Zahl der Unterstellungen unter einen Bewährungshelfer. Während in den 70er Jahren die „Idealzahl“ der Klienten pro Bewährungshelfer mit 35 angegeben wurde, liegt die tatsächliche Fallzahl derzeit bei etwa 90, bei manchen Bewährungshelfern schon annähernd bei 100 Klienten. Unstrittig ist auch, dass sowohl mit steigender Arbeitsbelastung als auch mit eher sinkendem Personalstand gerechnet werden

helfer mit 35 angegeben wurde, liegt die tatsächliche Fallzahl derzeit bei etwa 90, bei manchen Bewährungshelfern schon annähernd bei 100 Klienten. Unstrittig ist auch, dass sowohl mit steigender Arbeitsbelastung als auch mit eher sinkendem Personalstand gerechnet werden

lichen System? Und: Können die notwendigen Standards (Methoden, Leitungsstrukturen, Netzwerkmanagement) so gestaltet werden, dass sie einerseits wissenschaftlichen Ansprüchen entsprechen und andererseits praktikable Arbeitsinstrumente sind? Angesichts der politischen und fachlichen Entwicklung steht wohl auch die Frage nach der Reformfähigkeit der Bewährungshilfe in staatlicher Trägerschaft zur Beantwortung an.

Am Landgericht München I wurde von Oktober 2001 bis Januar 2004 das Modellprojekt „Qualitätssi-



SCHULTE STRATHAUS

Wer in seiner Bewährungszeit wieder kriminell wird, kann hinter Gittern landen. Eine effektive Bewährungshilfe auf Grundlage eines Qualitätsmanagements kontrolliert die Probanden nicht nur, sondern bietet ihnen auch individuelle Hilfe an.

muss. Die Frage stellt sich, wie ein Bewährungshelfer seine Aufgaben in Zukunft bewältigen soll.

Zum anderen gibt es auch in der Bewährungshilfe eine Privatisierungsdiskussion. Seit 1. Januar 2005 ist die Bewährungshilfe in Baden-Württemberg nicht mehr in staatlicher, sondern in privater Trägerschaft. Das Ministerium ist der Meinung, dass nötige Reformen der Bewährungshilfe im staatlichen System nicht mehr möglich sind. Andere Bundesländer (wie etwa Hamburg) denken über diesen Schritt ernsthaft nach. In diesem Kontext stellen sich zwei Grundsatzfragen: Gelingt eine für notwendig gehaltene Modernisierung der Bewährungshilfe im staat-

licher Bewährungshilfe“ durchgeführt und von der KU-Professur für Methoden der Sozialen Arbeit wissenschaftlich begleitet.

Theoretische Basis für das Projekt war „Total Quality Management“ (TQM). Dieses geht von dem Grundverständnis aus, dass Qualität nur von allen gemeinsam garantiert werden kann und somit jeder Teil der Organisation seinen Beitrag zum Qualitätssicherungsprozess zu leisten hat. Dem TQM-Verständnis entsprechend wurden Qualitätszirkel zu den Themen Leitung/Struktur, Personalentwicklung, Fachliche Prozesse und Schnittstellenpflege gebildet. Alle Qualitätszirkel verfolgten dabei das übergeordnete Ziel, die

Kundenzufriedenheit zu optimieren. Das Projekt gliederte sich in vier Arbeitsphasen: Ist-Stand-Erhebung, Modellbildung, Implementierung und Evaluation/Modifikation/Ergebnissicherung. Das Ergebnis dieses Projektes ist in einem über 100-seitigen Qualitätshandbuch dokumentiert. An dieser Stelle sollen nur einige Ergebnisse im Bereich der fachlichen Prozesse herausgegriffen werden. Zentrale Zielsetzungen in diesem Bereich waren die Einführung eines fachlichen Konzepts, die Entwicklung einer adäquaten Methodik sowie eines darauf abgestimmten Dokumentationssystems.

Den theoretischen Hintergrund der nun einheitlichen Methodik bilden der ökosoziale Ansatz nach Germain/Gitterman (1999) sowie das Case Management als Basismethode (Klug 2003). Die Bewährungshelfer adaptierten die von der wissenschaftlichen Begleitung eingebrachten Vorlagen an die Bedürfnisse der Bewährungshilfe, so dass ein methodisches Verfahren entstand, das dem „Doppelten Mandat“ der Bewährungshilfe gerecht wird, ohne dabei zu vernachlässigen, welche grundsätzlichen Unterschiede es zwischen Hilfe- und Kontrollaspekt gibt. Während der Kontrollaspekt als hoheitlicher Akt mit Zwangscharakter zu verstehen ist, dem sich der Proband zu unterziehen hat, setzt der Hilfeprozess die Freiwilligkeit des Probanden voraus und seine Bereitschaft, den Prozess aktiv mitzugestalten.

Am Anfang jeder Betreuung steht die bis zu sechs Monate dauernde Assessment-Phase, in der die Gesamtsituation des Probanden erhoben, sein Bedarf geklärt und seine Ressourcen eingeschätzt werden.

Am Ende dieser Phase entscheidet der Klient selbst, ob er „Hilfe“ vom Bewährungshelfer will. Lehnt er den Hilfeprozess ab bzw. sehen Bewährungshelfer und Proband keinen Bedarf für einen Hilfeprozess, findet lediglich der obligatorische Kontrollprozess statt; das heißt, der Bewährungshelfer kontrolliert, ob der Proband seine Auflagen und Weisungen erfüllt. Damit soll der Hilfeprozess wirklich nur auf die Klienten beschränkt werden, die Hilfe brauchen und wollen. Fällt die Entscheidung für den Hilfeprozess, so stellen Be-

währungshelfer und Proband auf der Grundlage des bereits festgestellten Bedarfs gemeinsam einen Hilfeplan auf, in dem Ziele formuliert, benötigte Ressourcen erhoben, Verantwortlichkeiten geklärt, Prioritäten gesetzt, Vorgehensweisen abgestimmt und Zeitpläne festgehalten werden. Gemäß der Planung wird die Betreuung durchgeführt: Der Bewährungshelfer koordiniert die im Hilfeplan vereinbarten Maßnahmen und lenkt ihren Ablauf. Er beobachtet die Hilfeprozesse, die von spezialisierten Diensten (z.B. Suchtberatung) durchgeführt werden, und überprüft ihre Wirkung in Hinblick auf die Zielerreichung.

Der Klient wird somit nicht einfach an spezialisierte Dienste „abgegeben“, sondern vom Bewährungshelfer begleitet, wenn er auch von anderen Diensten mit Leistungen versorgt wird. Mit den beteiligten Diensten werden Hilfskonferenzen durchgeführt oder es wird zumindest dauernd Kontakt zu ihnen gehalten. Am Ende des Hilfeprozesses steht die Evaluation des Hilfeprozesses durch Bewährungshelfer und Klient. Alle Prozessschritte werden in einem standardisierten Dokumentationssystem erfasst.

Ein Ziel des Projektes: Akzeptanz für Qualitätsmanagement in der Bewährungshilfe schaffen

Basierend auf den Ergebnissen des Modellprojekts am Landgericht München I wurde im November 2003 das Folgeprojekt „Qualitätsstandards in der Bewährungshilfe in Bayern“ begonnen. Die Projektleitung obliegt der Zentralen Koordinierungsstelle Bewährungshilfe der bayerischen Justiz. Mit der wissenschaftlichen Begleitung wurde wiederum die KU beauftragt. Ein Ziel des Projektes ist Motivation: Die bayerische Bewährungshilfe sollte die Notwendigkeit und die Chance erkennen, den Veränderungsprozess aktiv zu gestalten und die Qualität der eigenen Arbeit selbst zu definieren. Außerdem dient das Projekt der Analyse: Das Arbeitsfeld Bewährungshilfe sollte unter wissenschaftlicher Begleitung untersucht, insbesondere die Arbeit der Bewährungshelfer mit dem Probanden ins Blickfeld gerückt wer-

den. Generelle Aufgabe dieses Projektes ist es, Qualitätsstandards für das methodische Vorgehen aller 22 Dienststellen der Bewährungshilfe in Bayern zu entwickeln. Neben dem Hilfeprozess soll auch der Kontrollprozess standardisiert werden. Darüber hinaus gilt es, Möglichkeiten der Schwerpunktsetzung (z.B. Motivationsgruppen) zu eruieren.

Eine zentrale Funktion nehmen die Qualitätsbeauftragten ein, die vor Beginn des Projekts an den einzelnen Dienststellen ernannt wurden. Sie werden durch gezielte Schulungen auf ihre Vermittlungsarbeit in den Dienststellen vorbereitet und leiten die Qualitätszirkel vor Ort. Derzeit beschäftigen sich alle Qualitätszirkel mit der Standardisierung des Hilfeprozesses. Offen ist beispielsweise die Frage, ob und inwieweit sich eine am Case Management orientierte Methodik auch in ländlicheren Gegenden umsetzen lässt, in denen die sozialen Dienste weniger gut ausgebaut sind. Hierzu wird die Evaluation der wissenschaftlichen Begleitung eine wichtige Entscheidungshilfe geben.

In beiden Projekten hat(te) die wissenschaftliche Begleitung durch die KU mehrere Funktionen: eine Informationsfunktion (Vermittlung von wissenschaftlichen Erkenntnissen, Begleitung und Schulung der Qualitätszirkel), eine Beratungsfunktion (Beratung der Entscheidungsträger bei Prozess- und Inhaltsfragen), Krisenintervention und eine Evaluationsfunktion (Bewertung der erarbeiteten Materialien aus wissenschaftlicher Sicht). So wichtig diese Funktionen sind: Die Entscheidungen treffen die Bewährungshelfer selber, denn ihre Zukunft ist es, die hier verhandelt wird.

LITERATUR

Germain, Carel/Gitterman, Alex: *Praktische Sozialarbeit. Das „Life Modell“ der Sozialen Arbeit in Theorie und Praxis.* Stuttgart 1999.

Klug, Wolfgang: *Mit Konzept planen – effektiv helfen. Ökosoziales Case Management in der Gefährdetenhilfe.* Freiburg 2003.

Gerechtigkeit im Gesundheitssystem?

Konflikte über die Verteilung knapper Ressourcen gewinnen in unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen an Brisanz. Wie Bürgerinnen und Bürger über das Gesundheitssystem und die Lösung von Verteilungsfragen denken, untersuchte eine empirische Studie.

► Von Juliane Kärcher und Elisabeth Kals

Verteilungsprobleme stehen derzeit in Deutschland wie international auf der Agenda. Wo Ressourcen knapp werden, entstehen Verteilungskonflikte, in denen es nicht mehr allein um die Verteilung von Gütern, sondern ebenso um die Verteilung von Lasten geht. Die ökonomischen und sozialen Strukturen haben sich in den letzten Jahren verändert und mit ihnen der „Kuchen“, der zu verteilen ist. Sämtliche gesellschaftliche Bereiche sind tangiert, wie die Verteilung von Arbeitsplätzen und der Arbeitslosigkeit, der Umbau sozialer Sicherungssysteme, der wohlfahrtsstaatlichen Alterssicherung oder der Verteilung von Sozialhilfe. Dabei rücken Fragen nach eigenen Interessen aber auch nach Gerechtigkeiten in den Mittelpunkt. Viele Disziplinen können zur Lösung dieser anstehenden gesellschaftlichen Herausforderung beitragen. Eine besondere Verantwortung kommt dabei auch der Psychologie, bzw. der Sozialpsychologie zu.

Wesentliche Beiträge der Psychologie zur Diskussion um die Verteilung knapper Ressourcen

Die Psychologie leistet wesentliche Beiträge zur Diskussion über die Verteilung knapper Güter und Ressourcen, z.B. durch die empirische Gerechtigkeitspsychologie. Die empirische Gerechtigkeitsforschung formuliert dabei keine normativen Aussagen, was etwa eine gerechte Verteilung von Gütern sei. Vielmehr geht es darum, Auffassungen darüber zu verstehen, was Menschen für gerecht halten oder nicht. Gerechtigkeit ist im Zusam-

menleben der Menschen eine Grundforderung, sie ist eine Voraussetzung für die Zufriedenheit der Menschen und sichert den inneren und äußeren Frieden sozialer Systeme. Denn politische Entscheidungen und Ordnungen werden von denen unterstützt, die sie als gerecht ansehen. Die Auffassung des klassischen ökonomischen Verhaltensmodells, das Eigeninteresse als ausschließliches Verhaltensmotiv postuliert, steht dem entgegen.

Dennoch wird der ökonomische Ansatz zum Beispiel von Gary Becker auch auf nicht-ökonomische Handlungskontexte angewandt. Er erhielt 1992 für seine Arbeit zu Themen wie politisches Handeln, Diskriminierung von Minderheiten, Verbrechen und Bestrafung, Familienbildung und -struktur, den Nobelpreis für Ökonomie. Die Vorstellung, dass der Mensch sich zweckrational verhält und dabei ausschließlich seinen eigenen Nutzen (und nicht den Nutzen der Gesellschaft) maximiert, ist einer der gängigen Mythen, den man in vielen Handlungsfeldern findet. Entsprechend dieses Menschenbildes des homo oeconomicus werden Verteilungskonflikte häufig als reine Interessenskonflikte betrachtet.

Übersehen wird dabei, dass in unterschiedlichen Kontexten vielfältige Motive menschliches Handeln steuern. Dabei spielen auch Gerechtigkeitsmotive eine große Rolle. Das Bedürfnis nach Gerechtigkeit scheint eine anthropologische Konstante und damit ein zutiefst menschliches zu sein. Allerdings variieren die Ansichten über das, was gerecht sei, von Person zu Person, zwischen und innerhalb Gesellschaften, und sie variieren über

die Zeit. Fragen der Verteilung von knappen Gütern, Pflichten oder Lasten berühren vor allen Dingen den Aspekt der Verteilungsgerechtigkeit.

Dabei stehen verschiedene Prinzipien in Konkurrenz, wie etwa das Prinzip der Gleichheit, Bedürftigkeit, Leistung, Leistungsfähigkeit, Seniorität, Status, Besitzstand, Mitgliedschaft, Alter, der Äquivalenz von Beitrag zu Leistung (das „Equity-Prinzip“) und andere mehr. Ihre Geltung und Gewichtung kann unterschiedlich eingeschätzt werden. Die Präferenz einzelner Verteilungsprinzipien hängt dabei von den zu verteilenden Gütern ab. Sie ist zudem kontextabhängig, denn verschiedene Konfliktfelder unterscheiden sich auch im Ausmaß der eigenen Betroffenheit. Dennoch ist Verteilungskonflikten in verschiedenen Feldern gemeinsam, dass sie unter gerechtigkeitspsychologischer Sicht betrachtet werden können.

„Die Gerechtigkeit“, Plastik des Künstlers André Bucher im Casino des Bundesverfassungsgerichtes in Karlsruhe.



BUNDESVERFASSUNGSGERICHT

Die Anwendung unterschiedlicher Verteilungsprinzipien beinhaltet, dass es Gewinner und Verlierer gibt, je nach angewendetem Prinzip mehr oder weniger Gewinner oder Verlierer. Daher ist bei politischen Entscheidungen genau zu prüfen, welche Verteilungskriterien relevant sind, wie diese gewichtet werden und vor allem auch,

wie über diese Fragen zu entscheiden ist. Diskurse über Gerechtigkeit können jedoch nur geführt werden, wenn geklärt und anerkannt wird, dass Gerechtigkeitsdilemmata vorliegen. In jedem Verteilungskonflikt gibt es konkurrierende Gerechtigkeitsprinzipien, die Geltung haben oder Berücksichtigung verdienen. Gerechtigkeit ist nicht im Singular zu denken, da es die eine Gerechtigkeit nicht gibt. Vielmehr sollte man von einem Pluralismus von Gerechtigkeiten ausgehen, weil es gute Gründe für die Anwendung alternativer Prinzipien gibt und mit der Anwendung eines Prinzips immer auch Ungerechtigkeiten verbunden sind. Allerdings ist der Begriff der Gerechtigkeit nicht unendlich dehnbar. Dann, wenn Gerechtigkeit instrumentalisiert und als Rhetorik zur Durchsetzung eigener Interessen benutzt wird, maskiert Gerechtigkeit Eigeninteresse. Dies ist letztlich jedoch eine empirische Frage, die es durch a priori formulierte Hypothesen zu testen gilt.

Auch im deutschen Gesundheitssystem gilt es, grundlegende Verteilungsfragen zu lösen.

Auch im deutschen Gesundheitssystem müssen durch Politik und Gesellschaft grundlegende Verteilungsfragen gelöst werden. In Expertenkreisen besteht jedoch Uneinigkeit darüber, wie in Zukunft Lasten und Leistungen ver-

teilt sein sollten. In der Öffentlichkeit werden diese gesundheitspolitischen Verteilungskonflikte vornehmlich als Interessenkonflikte diskutiert. Doch Gerechtigkeiten haben eine zentrale gesellschaftliche Bedeutung, und Gerechtigkeitsfragen müssen daher auch für das Gesundheitssystem gestellt und reflektiert werden. Fragen der Reformierung des Gesundheitssystems kann und sollte man sich auch aus gerechtigkeitspsychologischer Sicht nähern. Jede gesundheitspolitische Reform wird zu Veränderungen in der Verteilung von Belastungen und Nutzen führen.

Die Frage, ob sich die Bürger tatsächlich ausschließlich zweckrational verhalten und sich nur engagieren, um den eigenen Nutzen zu maximieren, ist letztendlich eine empirische. Eine große, bislang aber oft übersehene Zahl von Studien und Untersuchungen zeigt jedoch einheitlich: auch in knappen Verteilungssituationen bestehen Bereitschaften, sich für eine gerechte Lösung zu engagieren, etwa bei Verteilungen in der Arbeitswelt, bei ökologischen Konfliktfällen, bei kommunalpolitischen Streitfällen und anderen mehr.

Die an der Professur für Sozial- und Organisationspsychologie durchgeführte empirische Studie greift die formulierten Forderungen und Fragen für das Konfliktfeld Gesundheitssystem auf. Dabei

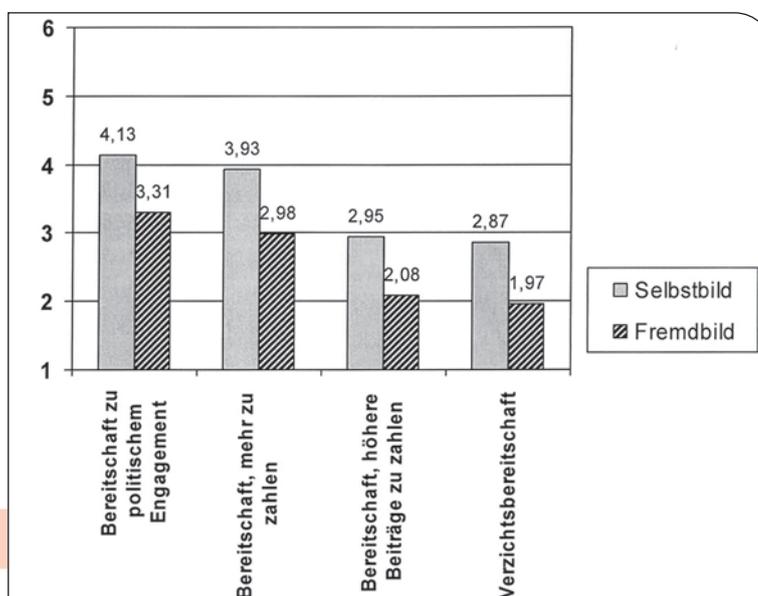
stehen aktuelle Bereitschaften in der Bevölkerung sowie allgemeine und spezifische Gerechtigkeitsurteile über das Gesundheitssystem im Fokus. Es werden drei Fragen beantwortet: Inwiefern ist die Bevölkerung bereit, sich für ein gerechteres Gesundheitssystem einzusetzen? Welche allgemeinen Urteile bestehen über das deutsche Gesundheitssystem? Welche spezifischen Gerechtigkeitsurteile können diese Gesamtbewertungen erklären, und wie bedeutsam sind diese Gerechtigkeitsurteile im Vergleich zu Motiven des Eigennutzes?

Zur Beantwortung dieser Fragen wurde im Sommer 2004 eine schriftliche Befragung im Internet sowie mit Papier-Bleistift-Fragebogen durchgeführt, an der 484 Personen teilnahmen. Insgesamt haben 203 den Fragebogen in Papierversion und 281 online ausgefüllt. Die Stichprobe umfasst 244 Frauen und 175 Männer (bei 65 fehlenden Angaben) im Alter von 16 bis 82 Jahren (Durchschnitt 40 Jahre). 323 Teilnehmer(innen) sind gesetzlich und 97 privat krankenversichert (64 fehlende Angaben). Es wurden zudem verschiedene Gruppen gezielt angesprochen, die in spezifischer Weise mit der Gesundheitsversorgung verbunden sind, wie etwa Vertreter von Krankenversicherungen, ärztlichen Vereinigungen, Selbsthilfe- und Patientengruppen.

Die Bereitschaft anderer, sich für das Gemeinwohl einzusetzen, wird unterschätzt.

Erste Analysen der Daten zeigen die folgenden Ergebnisse: Die befragten Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind bereit, sich politisch für ein gerechtes System einzusetzen. Zudem sind sie bereit, eigene finanzielle Beiträge durch den Abschluss privater Zusatzversicherungen oder durch private Bezahlung bestimmter Versorgungsleistungen zu leisten. Höhere Krankenversicherungsbeiträge zu zahlen oder auf bestimmte Gesundheitsleistungen zu verzichten, wird dagegen eher abgelehnt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer wurden zudem nach ihrem Fremdbild befragt, nämlich wie ihrer Meinung nach die Bereitschaft

Ein Überblick zur Bereitschaft der Befragten zum Engagement für das Gesundheitssystem (Selbstbild/-Fremdbild) auf einer Antwortskala von 1=stimmt überhaupt nicht bis 6=trifft genau zu.



der Mehrzahl der Deutschen ist, sich für ein gerechtes Gesundheitssystem zu engagieren. Die Mittelwerte zeigen, dass sich das Selbst- und Fremdbild signifikant unterscheiden: Die Einschätzung der Bereitschaft der anderen fällt geringer aus als die eigene Bereitschaft der Befragten (siehe Grafik auf S. 24). Die Bereitschaft anderer, sich für das Gemeinwohl einzusetzen, wird demnach unterschätzt – ein Befund, der für andere politische Konfliktfelder bereits bestätigt wurde.

Die Befragten schätzen und akzeptieren das auf dem Solidarprinzip ruhende Gesundheitssystem.

Insgesamt werden das deutsche Gesundheitssystem und das Solidarprinzip, auf dem das System beruht, von den befragten Personen akzeptiert und wertgeschätzt. Dabei erfährt das solidarische System durch die gesetzlich Versicherten tendenziell mehr Zustimmung als durch privat Versicherte. Das Gesundheitssystem wird von gesetzlich wie privat versicherten Befragten nicht als fair wahrgenommen. Insgesamt herrscht in beiden Versichertengruppen Einigkeit darüber, dass das derzeitige Gesundheitssystem unzureichend und daher reformbedürftig ist. In der Stichprobe der Befragten besteht kein Zweifel darüber, dass jeder Einzelne ein grundlegendes Recht auf Gesundheitsversorgung hat.

Über die Verteilungsfragen haben die Befragten dabei differenzierte Urteile. Zur Beantwortung der Frage, wie Gesundheitsleistungen und Beitragslasten zu verteilen sind, werden unterschiedliche Gerechtigkeitsprinzipien angewandt: Dem Prinzip der Bedürftigkeit und Sozialverträglichkeit wird zugestimmt, während die Anwendung des Gleichheits- und des Equity-Prinzips abgelehnt wird.

Über die Verteilung von Leistungen und Lasten wird unabhängig vom Eigeninteresse geurteilt.

Diese Gerechtigkeitsurteile sind unabhängig von möglichen Eigeninteressen: Weder der eigene Gesundheitszustand noch eigene finanzielle Mittel spielen eine Rolle

dafür, wie über die gerechte Verteilung von Gesundheitsleistungen oder Beitragslasten geurteilt wird. Beispielsweise wird in der Gesundheitsversorgung das Bedürftigkeitsprinzip unabhängig vom eigenen Gesundheitszustand befürwortet. Das Bedürftigkeitsprinzip ist für die Befragten vielmehr durch ein grundlegendes Recht jedes Menschen auf eine Versorgung im Krankheitsfall begründet. Dies verweist darauf, dass die Befragten Verteilungsfragen im Gesundheitssystem unabhängig von der eigenen Situation beurteilen, und stattdessen moralische Überzeugungen ihre Urteile bestimmen. Die gesetzliche oder private Mitgliedschaft spielt dabei für die Gerechtigkeitsurteile keine bzw. nur eine geringe Rolle.

Insgesamt zeigt sich, dass die Gerechtigkeitsurteile in dieser Untersuchung keine Gerechtigkeitsrhetoriken sind, die Eigeninteresse maskieren. Vielmehr wird das solidarische Versicherungsprinzip weitgehend unabhängig von der eigenen individuellen Situation als richtig und gerecht bewertet.

Die Ergebnisse der Studie können für eine gezielte Politikberatung genutzt werden.

Die Ergebnisse unserer Studie können für gezielte Politikberatung genutzt werden und haben hohe gesellschaftspolitische Relevanz. In Reformplänen des Gesundheitssystems sollte berücksichtigt werden, dass gesetzlich wie privat Versicherte das solidarische Versicherungssystem unterstützen. Ebenso geben die von Eigeninteressen unabhängigen Gerechtigkeitsurteile und Bereitschaftsbildungen zentrale Hinweise für eine Ausgestaltung einer zukünftigen Leistungs- und Lastenverteilung im Gesundheitssystem. Forderungen nach mehr Gerechtigkeit sind nicht nur Rhetoriken, um eigene Interessen durchzusetzen, sondern müssen als genuin menschliches Bedürfnis ernst genommen werden. Daraus ergibt sich: Die häufig ausschließlich volkswirtschaftliche Perspektive, die in Verteilungskonflikten primär ökonomische Aspekte fokussiert, sollte durch eine psychologi-

sche Sicht ergänzt werden. Wird diese psychologische Realität – z.B. in Form subjektiver Gerechtigkeitsüberzeugungen – missachtet, kann dies mit hohen Reibungsverlusten, unvorhergesehenen Kosten sowie sozialem Unfrieden verbunden sein. Politische Entscheidungsträger stehen daher vor der Herausforderung, in vielen Handlungsfeldern auf Verteilungsfragen jene Antworten zu finden, die von der Bevölkerung als gerecht akzeptiert werden. Nur so werden tiefgreifende Änderungen der Verteilung sozialer Verhältnisse die Unterstützung bekommen, die notwendig ist, damit demokratische Systeme stabil funktionieren.

Internationale Ungleichverteilungen haben längst Einfluss auf nationale Politik; nicht erst eine Flutkatastrophe in beliebigen Urlaubsländern macht die internationale Interdependenz sichtbar. Verteilungskonflikte müssen daher national und international begegnet werden. Auch die Wissenschaften sind aufgerufen, ihren Beitrag zu leisten: Forschung sollte aktuelle gesellschaftliche Probleme aufgreifen. Um die herrschenden Meinungen und Auffassungen in der Bevölkerung zu verstehen, müssen Verteilungskonflikte in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen stärker als bisher empirisch erforscht werden. Der Komplexität der Probleme kann dabei nur begegnet werden, wenn Kompetenzen und Forschungsmethoden verschiedener Wissenschaftsdisziplinen zusammenfließen und wenn internationale Forschung nicht nur zum Schlagwort gerät.

LITERATUR

Kärcher, Juliane/Kals, Elisabeth: Gesundheitsversorgung als Konfliktfeld: Lösungsbeiträge der Gerechtigkeitspsychologie. In: *Wirtschaftspsychologie aktuell*, 4 (2004), S. 35-39.

Montada, Leo: Diskurse über Gerechtigkeitskonflikte. Zentrum für Gerechtigkeitsforschung, Bericht Nr. 1 (1995). Potsdam: AVZ der Universität Potsdam.

Ländliche Regionen mit IT stärken

Eichstätter Soziologen erforschen mit Wissenschaftlern aus weiteren vier EU-Ländern im Rahmen des europäischen Leonardo-Projektes die Entwicklungsmöglichkeiten des ländlichen Raumes durch die Nutzung von Informationstechnologie.

► Von Sandra Siebenhüter

Der ländliche Raum bietet für die Menschen heute und in Zukunft einen wichtigen Lebensraum, aber ihm kommt häufig sowohl im Rahmen der Politikgestaltung wie auch in der öffentlichen Wahrnehmung oft nicht die Bedeutung zu, die er eigentlich verdient hätte. Zu oft wird der ländliche Raum nur als Rückzugsgebiet für gestresste Städter gesehen oder als kitschige Postkartenidylle „Urlaub auf dem Bauernhof“ belächelt. Mit dem Vorurteil, dass der ländliche Raum rückständig und technologiefeindlich sei, möchte das neue, auf zwei Jahre angelegte EU-Projekt „A strategy for the growth and development of rural communities through training in information technology“, das zum 1. November 2004 startete, nun aufräumen. Neben Prof. Dr. Rainer Greca, Professur für Soziologie III an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, sind an dem europäischen Forschungsprojekt noch Hochschulinstitute aus England, Spanien, Belgien und Italien beteiligt.

Bereits die dreitägige Auftaktveranstaltung des Projektes, die von der Provinzregierung Parma in Oberitalien organisiert wurde, machte die aktuellen Probleme des ländlichen Raumes deutlich: Durch die Konzentration qualifizierter Arbeitsplätze vor allem im städtischen und großstädtischen Bereich nimmt die Abwanderung junger, gut ausgebildeter Menschen aus dem ländlichen Raum zu. Dies führt in vielen Regionen neben der Ausdünnung der Bevölkerung zu weiteren negativen Entwicklungen, wie: Rückgang der Geburtenrate, Schulschließungen, Abwanderung von Unternehmen

aufgrund fehlender qualifizierter Arbeitskräfte, steigende Arbeitslosigkeit, Mindereinnahmen der Gemeinden und in Folge davon Schließung öffentlicher Einrichtungen. Es gilt diese negativen Entwicklungstendenzen im ländlichen Raum aufzuhalten und die sich auftuende Schere zwischen hoch entwickelten städtischen Räumen und weiter zurückfallenden ländlichen Räumen durch ein innovatives Konzept zu verringern.

Damit der ländliche Raum nicht zurückfällt, ist es notwendig, dass moderne Technologien genau wie in städtischen Regionen nutzbar gemacht werden. Als ein gelungenes Beispiel dafür diente bei der Auftaktveranstaltung der Besuch einer in den Apenninen gelegenen Berggemeinde mit einer Mittelpunktschule für die Oberstufe, wo durch eine virtuelle E-Learning Plattform Schülern von weitab gelegenen Bergdörfern der tägliche Weg in den Unterricht erspart bleibt. Vom heimischen PC aus oder an Online-Anschlüssen in den Gemeindebibliotheken werden Lernmodule erarbeitet, die dann im Präsenzunterricht, der nur noch an drei Tagen in der Schule stattfindet, vertieft werden. Eine Evaluation dieses Unterrichtskonzepts durch die Universität Parma hat ergeben, dass der Lernerfolg bei diesem kombinierten Unterricht höher ist, als beim traditionellen Präsenzunterricht; außerdem bleiben den Schülern an den Tagen mit E-Learning bis zu vier Stunden Fahrtzeit erspart. Ähnlich ist ein Unterrichtskonzept für Frauen, die am Ende ihrer Babypause einen beruflichen Wiedereinstieg planen. Bislang gab es für diese Frauen Probleme, sich weiter zu qualifizieren, denn die lange Fahrtzeit zu den zen-

tralen Bildungseinrichtungen und die Schwierigkeit, in dieser Zeit die Kinderbetreuung noch organisieren zu müssen, beschränkten ihren Aktionsradius erheblich. Für diese Zielgruppe hat die Universität Parma gleichfalls ein Unterrichtsmodell auf der Basis von E- und Distance-Learning entwickelt, das es den Frauen erlaubt, ihre Zeitressourcen optimal nutzen zu können.

Im Idealfall wird es im ländlichen Raum zur Neuansiedlung von Betrieben kommen.

Die EU-Kommission hat diese ungenutzten Potentiale, die in jedem Land der europäischen Union vorhanden sind, erkannt und stellt für die Durchführung des Projektes insgesamt 650.000 Euro zur Verfügung. Nach einer ausführlichen Analyse der lokalen Strukturen im Bereich Informations- und Kommunikationstechnologien und bereits vorhandener vorbildlicher Lösungen in fünf Mitgliedsländern der Europäischen Union soll ein Trainingsprogramm entwickelt werden, das eine regions- und gemeindenahere Qualifikation ermöglicht. Ziel dabei ist, verschiedensten Personenkreisen (Schulabgänger, Hausfrauen, Arbeitslose, aber auch Senioren, Landwirten usw.) eine Weiterqualifizierung zu ermöglichen, um so deren Chancen am Arbeitsmarkt zu erhöhen. Den in ländlichen Regionen vorhandenen Betrieben soll somit die Möglichkeit geboten werden, auf qualifizierte Arbeitskräfte aus der Region zurückgreifen zu können statt in andere Bereiche abwandern zu müssen. Im Idealfall kommt es durch diese Maßnahme im ländlichen Raum zu einer Neuansiedlung von Betrieben.

Dass wir zu Beginn des neuen Jahrtausends an einem Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft stehen, ist hinlänglich bekannt. Dies verlangt, dass man der Ressource Wissen höchste Priorität einräumen muss und gezielt in diese investieren muss. Der ländliche Raum kann dabei vom Einsatz neuer Medien überproportional stark

profitieren, denn Logistikprobleme treten mit dem Einsatz neuer Medien zunehmend in den Hintergrund. Hinzu kommt, dass für Unternehmen zukunftsorientierter Wirtschaftszweige dank der neuen Technologien der Produktionsstandort „Ländlicher Raum“ immer interessanter wird, da im Vergleich zum städtischen Raum ein weitaus geringerer Investitionsbedarf in Grundstücke und Immobilien notwendig ist. Daher bilden die Informations- und Kommunikationstechnologien eine hervorragende Chance für den Ländlichen Raum zur Strukturverbesserung, was durch eine gezielte Förderung von Existenzgründern im Technologie- und Innovationszentren im Ländlichen Raum von politischer Seite noch unterstützt werden kann.

Für die Eichstätter Soziologen, die bereits mehrfach in internationalen Projekten tätig waren und sind, ist dabei weder die Art des EU-Projektes noch die Thematik völlig neu, denn die Forschungsgruppe war bereits an der Ausgestaltung des EU-ADAPT-Projektes Tele21 federführend tätig. Das von 1998-2001 durchgeführte und mit 1,25 Millionen Euro geförderte Projekt, welches in der Modellregion Neumarkt/Oberpfalz durchgeführt wurde, hatte die Verknüpfung von Telematik und Agenda 21 zum Ziel. Neben der Initiierung einer Virtuellen Akademie, der Entwicklung von Telematikkonzepten und „Computer-Based-Training“ zum Umweltmanagement, waren Fortbildungsmaßnahmen ein wichtiger Bestandteil des Projektes. Vor allem mittelständischen Unternehmen sollte im Tele-21 Projekt durch geeignete Schulungen die Anpassung an die steigenden Anforderungen in den Bereichen der Informationstechnologie und Umweltmanagement erleichtert werden. Dabei wurden mehr als 70 Kurse in den Bereichen Telekooperation im vernetzten Betrieb, Umweltinformationsmanagement und „Agenda-21 Ökoprofit“ veranstaltet.

In der ersten Phase des Leonardo-Projektes, die sich bis April 2005 erstreckt, soll zunächst anhand von ausgewählten ländlichen Bereichen die aktuellen Entwicklungen im Bereich der Kommunikations- und

Technologieentwicklungen untersucht werden sollen. Die Eichstätter Gruppe hat sich dabei für die Landkreise Eichstätt und ebenfalls wieder für Neumarkt/Oberpfalz entschieden. Die Gemeinsamkeiten der Landkreise sind, dass sie beide zwischen 123.000 und 127.000 Einwohner haben und sehr ländlich geprägt sind. Die Unterschiede der beiden Landkreise überwiegen jedoch. Politisch gesehen gehören sie zwei unterschiedlichen Regierungsbezirken (Oberbayern und Oberpfalz) und damit auch zwei unterschiedlichen Strukturregionen (Eichstätt: Region 10, Neumarkt: Region 7) an. Weiterhin sind sie an zwei unterschiedliche großstädtische Strukturen angebunden: Während die Bewohner des Landkreises Eichstätt sowohl beruflich wie auch privat eher in den Großraum Ingolstadt/München pendeln, so nutzen die Bewohner des Landkreises Neumarkt stärker den Großraum Nürnberg oder Regensburg. Auch die Strukturprobleme der beiden Landkreise sind sehr unterschiedlich: Liegt die Arbeitslosigkeit im Landkreis Eichstätt nur bei rund drei Prozent so liegt sie im Landkreis Neumarkt bei etwa acht Prozent. Vor allem die Jugend- und Frauenarbeitslosigkeit stellt sich im Landkreis Neumarkt als äußerst gravierend dar.

Bestandsaufnahme: Welche Projekte haben sich bewährt, welche sind gescheitert?

Besonders attraktiv macht die Auswahl des Landkreises Eichstätt dabei, dass er in der Studie „Deutschland 2020 - die demografische Zukunft der Nation“, die das „Berlin-Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung“ veröffentlichte, der deutsche Landkreis mit den besten Zukunftsaussichten ist. Dabei besticht Eichstätt vor allem durch seine bereits erwähnte niedrige Arbeitslosigkeit und auch aufgrund seiner guten Wirtschaftsdaten. Prognosen gehen davon aus, dass der Landkreis auch in Zukunft weiterhin qualifizierte Menschen anziehen wird und bis 2020 um weitere 15 Prozent wachsen wird. Zunächst gilt es nun anhand von Regionalentwicklungsplänen, Struktur-



EUROPEAN COMMISSION'S AUDIOVISUAL SERVICE

plänen, aber auch unter Einbeziehung der Planungen auf bayerischer (IT-Offensive Bayern), bundesdeutscher, aber auch auf EU-Ebene für die beiden Landkreise ein möglichst genaues Bild zu zeichnen. Was hat in den ausgewählten Gebieten im Bereich Kommunikations- und Technologieentwicklung bereits stattgefunden, was ist geplant und welche Projekte laufen aktuell? Von Interesse sind dabei aber ebenso Projekte, die gescheitert sind oder nur angedacht waren. Wichtige Pfeiler sind dabei auch private Initiativen wie das Altmühl-Net für den Landkreis Eichstätt.

Das erste Projekttreffen, bei dem ein Vergleich der europäischen Ergebnisse stattfinden soll, findet Ende April in Eichstätt statt, bei dem dann auch die Ausgestaltung der nächsten Phase besprochen wird. Darin sollen Trainingsprogramme für Angestellte der öffentlichen Verwaltung entwickelt werden, die im Bereich der regionalen Entwicklung tätig sind.

Durch das Leonardo-Projekt sollen Betriebe in ländlichen Regionen Anreize dazu bekommen, vor Ort auf qualifizierte Arbeitskräfte zurückzugreifen anstatt in städtische Gegenden abzuwandern.



RICHARD BAILEY

Die Runenschrift blieb in England – im Gegensatz zum Kontinent – auch nach der Christianisierung erhalten. Ein Beleg dafür ist das so genannte Ruthwell Cross an der englisch-schottischen Grenze, das auf ca. 800 n. Chr. datiert wird.

haupt schon im altenglischen „fuþorc“ oder noch im gemeingermanischen „fuþark“ verfasst sind. Diese Frage ist nicht ohne weiteres zu klären, weil es durchaus denkbar ist, dass das alte Zeichen **F** für a zwar noch verwendet wurde, aber daneben auch schon den neuen Laut æ repräsentierte. Erst als das neue Zeichen **F** für a auftritt, können wir sicher sein, dass das alte Zeichen **F** für den neuen durch Lautwandel entstandenen Laut æ verwendet wurde. Das neue Zeichen **F** für a erscheint zum ersten Mal auf einer Inschrift aus der Mitte des 7. Jahrhunderts. Da weitere neue Runen auch erst um diese Zeit belegt sind, ist es sinnvoll erst ab Mitte des 7. Jahrhunderts vom altenglischen „fuþorc“ zu sprechen.

Auf dem Sarg des Heiligen Cuthbert sind Namen der Evangelisten in Runen geritzt.

Das kleine altenglische Korpus ist auch deswegen problematisch, weil sich nicht alle Inschriften eindeutig entziffern lassen. Dieser Tatsache liegen mehrere Ursachen zugrunde: Einerseits kann

der Erhaltungszustand des Objekts durch Verwitterung, aber auch durch menschliches Einwirken beeinträchtigt sein. Zum anderen ist nicht jede Rune in ihrem Lautwert zuverlässig bestimmbar. So bezeichnet die so genannte Eiben-Rune (sowohl links- als auch rechtläufig) einen Vokal, wahrscheinlich „i“, aber auch jeweils den zweiten Laut in den Wörtern ich und ach. Schließlich können manche Inschriften zwar gelesen werden, weil die Zeichen klar geritzt sind, aber die Texte ergeben keinen (offensichtlichen) Sinn. Im Gegensatz zum Gebrauch der Runen auf dem Kontinent, dem die Kirche skeptisch gegenüberstand, kann der englischen Kirche zumindest das Interesse an Runen attestiert werden. So sieht man auf dem Sarg des Hl. Cuthbert (+687) unter anderem drei der vier Evangelistennamen in Runen eingeritzt. Runen finden sich in England nicht nur auf Waffen, Schmuckstücken, Gebrauchsgegenständen (z.B. Kämmen, Holzlöffeln) sowie auf zwei Walbein-Kästchen und einem mit kupferverkleideten Buchenkästchen, sondern auch auf einem über fünf Meter hohen Steinkreuz und vor allem auf Grabstei-

nen. Möglicherweise hat die Kirche auch Einfluß auf Schreib- bzw. Ritzkonventionen genommen.

Warum sind nun die altenglischen Runeninschriften so wichtig für die sprachwissenschaftliche Forschung? Da die frühen Inschriften teilweise noch vor der Handschriftenüberlieferung einsetzen, helfen sie uns Lautwandel und Veränderungen in der Sprache allgemein genauer zu datieren bzw. zum Teil ja überhaupt erst zu belegen. Denn wenn für einen neuen Laut in der geschriebenen Sprache ein neues Zeichen eingeführt wird, muss sich diese Lautveränderung in der gesprochenen Sprache sicher manifestiert haben. Desweiteren können wir anhand der frühen Runentexte die Aussagen der Handbücher über nördliche Dialektgebiete, die nahezu ausschließlich auf Handschriften aus dem 10. Jahrhundert basieren, nicht nur bestätigen, sondern nachweisen, dass die dort festgestellten Dialektcharakteristika – zumindest in ihrer Tendenz – schon 200 Jahre früher bestanden haben. Die historische Sprachwissenschaft innerhalb der Anglistik beschäftigt sich eher wenig

mit Runentexten, weil zu viele Zusatzfaktoren, wie Autopsie der Inschriften vor Ort, Einordnung der Inschriften in einen größeren Kontext (wie etwa Dialektgebiet oder Textsorte), Wissen über Ritzpraktiken, Material und Fälschungen eine Rolle spielen. Daher hat sich ein spezielles Forschungsgebiet, nämlich die Runologie, herausgebildet. Unser Ziel ist eine umfassende Ausgabe aller bisher bekannten und authentischen altenglischen Runeninschriften. Unsere Edition ist in erster Linie sprachwissenschaftlich aufgebaut, die Analyse, Lesung und Deutung der Inschriften erfolgt nach linguistischen und philologischen Kriterien. Obschon der sprachwissenschaftliche Anteil (Phonologie, Morphologie, Wortbildung, Syntax und Etymologie) breiten Raum einnimmt, werden auch runologische Probleme

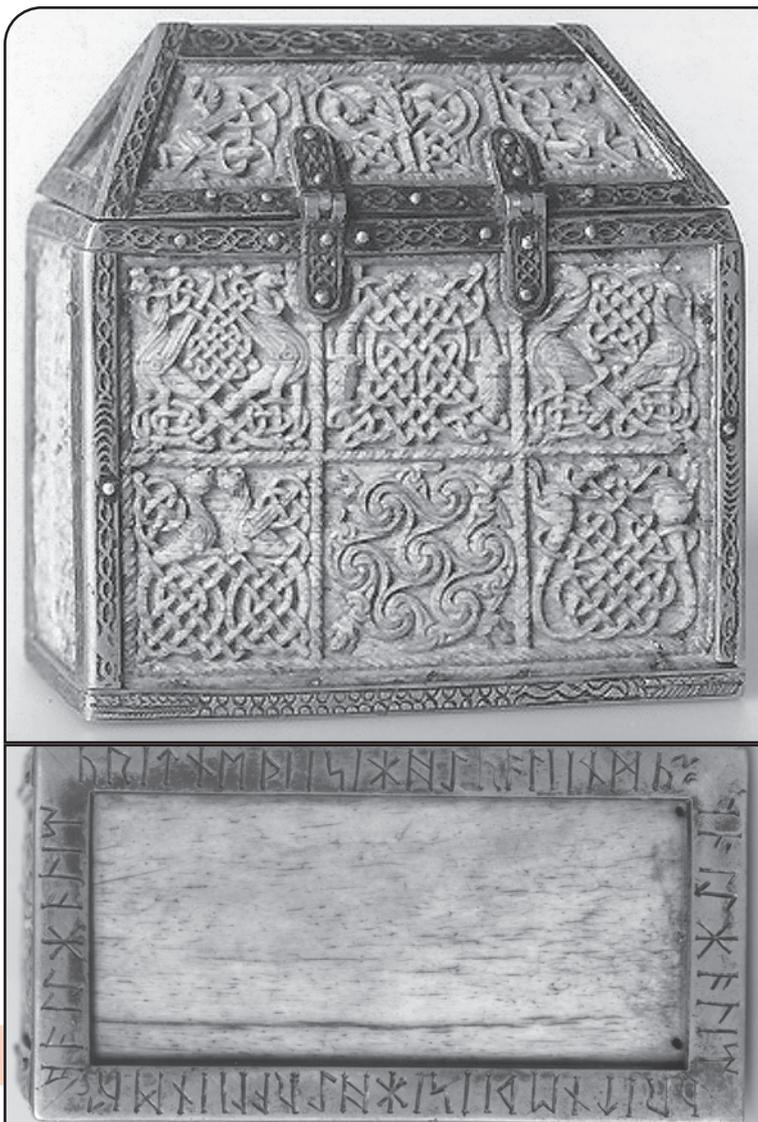
(z.B. Runenformen, Runengröße oder Schreibrichtung) diskutiert. Darüber hinaus werden Angaben zum Objekt selbst (Beschreibung, Herkunft, Datierung, Fund- und Aufbewahrungsort) sowie zu dessen archäologischem Kontext gemacht. Weiterhin haben wir versucht, die Textsorten der Runeninschriften zu klassifizieren. Mit Ausnahme von zwei längeren Texten (Franks Casket und Ruthwell Cross), sind unsere Inschriften relativ kurz und reichen von Einwortinschriften (wie beispielsweise Namen) über zweizeilige Herstellerinschriften bis hin zu alliterierenden Grabinschriften. Neben einer vollständigen Bibliographie enthält die Edition auch ein Wörterbuch aller runisch belegten Wörter sowie Photographien zu den einzelnen Objekten. Mit diesem Buch wollen wir die Runeninschriften hauptsächlich

für Sprachwissenschaftler, Philologen und Archäologen, aber auch für andere Wissenschaften zugänglich machen. Etwas Vergleichbares gibt es für die altenglischen Runen bislang nicht.

Unsere Zusammenarbeit mit den Museen besteht auch darin, diese zu beraten. So hat sich das Herzog Anton Ulrich Museum in Braunschweig dazu entschlossen, das so genannte Gandersheimer Runenkästchen einer Monitormikroskopuntersuchung zu unterziehen. Das Smart Museum in Chicago hat uns angeboten, ein dort aufbewahrtes Bronzefragment durch die Universität von Chicago metallurgisch datieren zu lassen. Wir arbeiten nicht nur mit anderen Runologen in der Skandinavistik und Germanistik sowie Sprachwissenschaftlern allgemein sehr eng zusammen, sondern leisten auch Beiträge zu Wörterbuchprojekten: Eine Liste der altenglischen Personennamen in Runen hat Eingang in das altnordische Namenwörterbuch (Universität Uppsala) gefunden. Hinzu kommen die Runeneinträge für das Old English Dictionary, das an der Universität Toronto herausgegeben wird. Schließlich die Mitbetreuung und Beratung nicht nur einer in Eichstätt entstehenden Doktorarbeit, sondern auch Hilfestellungen bei ausländischen Magister- und Diplomarbeiten; dabei ist als jüngstes Beispiel eine Arbeit aus Sibirien zu nennen.

Das Eichstätter Runenprojekt ist sowohl in Deutschland als auch in Europas einzigartig. Bezogen auf die Lehre an deutschen Hochschulen dürfte Eichstätt ebenfalls eine Seltenheit bereit halten – die Einführungsveranstaltung „Introduction to Old English and Old English Runes“, in der die Studenten die altenglische Sprache nicht aus historischen Grammatiken und Handbüchern vermittelt bekommen, sondern sich auch an der Entzifferung und Analyse runischer Text versuchen können. Damit verbunden waren schon Exkursionen zum Kleinen Schulerloch, der einzigen Felsinschrift in Deutschland, und nach Braunschweig ins Herzog Anton Ulrich Museum, das das einzige altenglische Runenobjekt in Deutschland beherbergt. Eichstätt ist längst kein weißer Fleck mehr auf der Karte der Runen-Forscher.

Das so genannte Gandersheimer Runenkästchen (aufbewahrt im Herzog Anton Ulrich Museum, Braunschweig), dessen Zweck umstritten ist, stammt aus dem 8. Jahrhundert nach Christus. Die Bodenplatte mit altenglischen Runenzeichen hingegen wird auf das 17. Jahrhundert datiert, so dass es sich dabei wahrscheinlich um eine Abschrift handelt.



HERZOG ANTON ULRICH-MUSEUM, BRAUNSCHWEIG



Moden der Management-Techniken

Auf der Suche nach dem Geheimrezept für den unternehmerischen Erfolg greifen Manager oft zu Methoden und Führungsphilosophien, die für kurze Zeit in Mode sind. Über die Hintergründe von „fads and fashions“ im Management.

► Von Michael Kutschker

Wem sind Begriffe und Praktiken wie „Just in Time Produktion“, „Benchmarking“, „Share-holder-value“ oder „Centers of Excellence“ nicht in der Presse oder dem eigenen Arbeitsbereich begegnet? Diese kleine Auswahl vertritt eine Vielzahl von Management-techniken und Führungsphilosophien, die in den vergangenen Jahrzehnten unser Wirtschaftsleben beeinflusst und verändert haben. So wie Minirock, Blue-Jeans oder Schlapper-Look mal kurz- mal langfristig die Modeszene beherrschten, unterliegen auch die deswegen etwas abfällig als „fads and fashions“ titulierte Management-techniken unterschiedlich langen Lebenszyklen. Managementmethoden und -techniken sind das Ergebnis der Interaktion von Praxis und Ma-

nagementforschung, ein nicht ganz unproblematisches Verhältnis, das ich zunächst charakterisieren möchte. Über das Verhältnis Managementwissenschaft und Praxis ist bereits viel geschrieben und gesagt worden: Von philosophisch Tiefgründigem bis zur lakonischen Feststellung von Wissenschaftlern, dass es dieses Verhältnis nicht gebe. Allgemein gilt es als gestört und die Bücher und Artikel sind Legion, die das Verhältnis verbessern wollen. Beinahe regelmäßig schicken die Präsidenten der Academy of Management auf ihren jährlichen Kongresseröffnungen Ergebnisadressen in Richtung Praxis und verpflichten die Mitglieder des weltweit größten Zusammenschlusses an Managementforschern zu einer stärkeren Anwendungsorientierung. Warum herrschen diese Berührung-ängste zwischen Management-Praxis

und Wissenschaft? Überspitzt könnte man formulieren, dass sich nach der betriebswirtschaftlichen Ausbildung die Lebens- und Sprachwelten von Praktikern und Wissenschaftlern soweit auseinander entwickeln, dass die Kommunikation zwischen beiden Welten schwierig wird. Wissenschaftler erhalten ihre Anreize aus ihrer Reputation, die sich in erster Linie über Veröffentlichungen in erstklassigen wissenschaftlichen Zeitschriften erhöhen lässt. Man schreibt für Spezialisten seines Faches in einer Sprache, die für Praktiker, die nicht kontinuierlich an diesem Wissenschaftsprozess teilnehmen, schlicht unverständlich ist. Praktiker wiederum erhalten ihre Belohnungen für die rationelle Abwicklung ihres routinemäßigen Tagesgeschäftes, für effizientes politisches Handeln aber nicht für das Lesen wissenschaftlicher Abhandlungen. Erfahrung, die Beachtung des unternehmensspezifischen Sprachspiels und gesunder Menschenverstand, gegebenenfalls derjenige von Beratern, reichen aus, um auch neuartige Probleme – nicht immer erfolgreich wie die miserable M&A (Mergers&Acquisitions)-Bi-

lanz mancher Unternehmen beweist – zu handhaben. Freilich ist das Bild zu düster gezeichnet, weil sich eine ganze Reihe von Institutionen bewusst um einen besseren Wissenstransfer aus der grundlagenorientierten Managementforschung in die Praxis bemühen. Für den deutschsprachigen Raum initiiert beispielsweise die Schmalenbach-Gesellschaft für Betriebswirtschaft e.V. recht erfolgreich den Dialog zwischen Praxis und Wissenschaft. Wissenschaftlich orientierte Zeitschriften richten immer mehr „Leseecken“ für Praktiker ein. Zeitschriften wie die Harvard Business Review widmen sich explizit dem Wissenstransfer.

Eine wichtige Rolle spielen auch Beratungsunternehmen, die wie McKinsey direkt Managementforschung betreiben – man schätzt diese auf jährlich 50 Millionen US-Dollar – oder auch nur als Transmissionsriemen zwischen Forschung und Praxis vermitteln. Eine besondere Spezies bilden dabei jene Managementgurus, die wie Tom Peters ihr Wissen als Bestseller der Managementliteratur vermarkten und da-

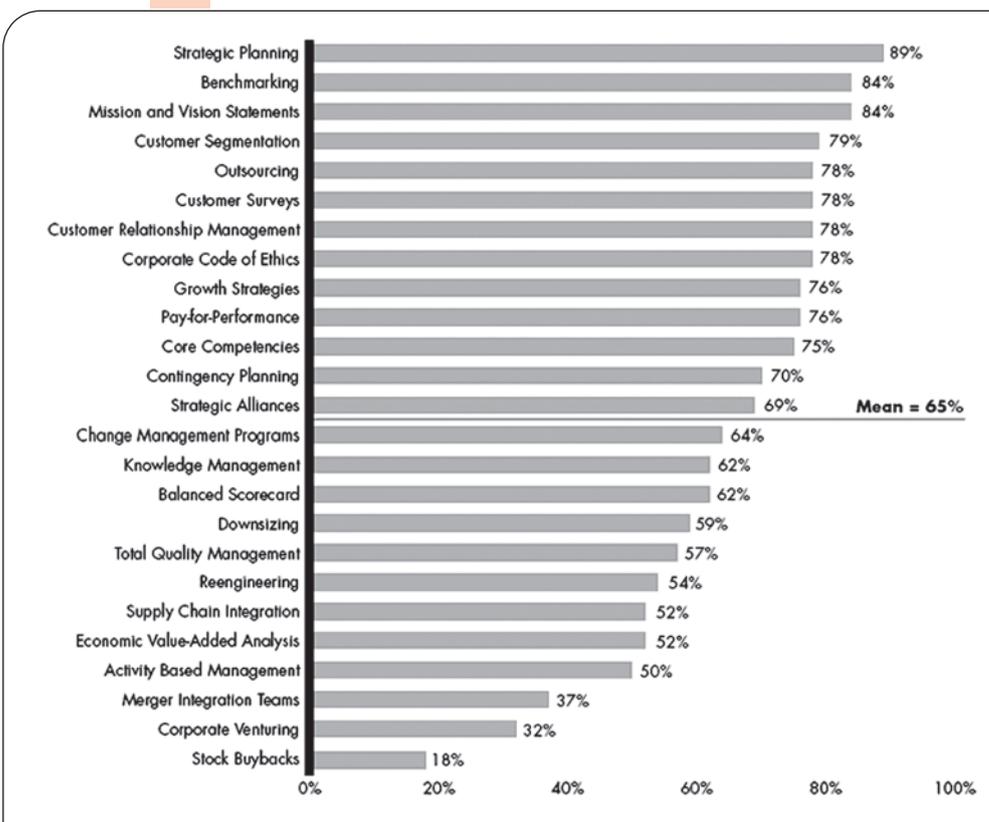
mit neuen Entwicklungen erhebliche Schubkraft verleihen. Als Koautor des in mehrere Sprachen übersetzten Bestsellers „In Search of Excellence“ räumt er dabei unumwunden ein, dass die Lieferanten seiner wesentlichen Ideen seine akademischen Lehrer Jim March und Karl Weick waren, deren eigene Veröffentlichungen in der Praxis kaum bekannt sein dürften, in der Wissenschaft aber allerhöchste Anerkennung genießen. Sie werden dabei von erfolgreichen Praktikern wie Lee Iacocca, John Welch, Bill Gates oder Michael Dell unterstützt, die ihre „Erfolgsgeheimnisse“ autobiographisch verarbeiten. Nicht ganz unerheblich ist der Beitrag, den Wissenschaftler selbst in der universitären Lehre, in Executive Programmen, auf Managementkongressen, in der Beratung und in Aufsichtsräten und wissenschaftlichen Beiräten von Unternehmen leisten. Die Firma Dell zollt der universitären Ausbildung beispielsweise insofern Respekt, als sie den frisch Graduierten sofort wichtige Managementaufgaben überträgt und die „Alten“ bei den „Jungen“ in die Lehre schickt. Bei der raschen Ver-

fallszeit von Wissen setzt Dell also auf dessen Aktualität zu Lasten an-cientätsbedingter Erfahrung. Einige der Kollegen wie Michael Porter, Kaplan, Norton, Michael Hammer beherrschen dabei den Wechsel zwischen den Lebenswelten hervorragend und sind gesuchte Redner und Berater

Das Verhältnis von Wissenschaftlern und Praktikern ist also vielschichtig und vielseitig. Managementforschung ist ein kontinuierlicher Fluss der Wissensgenerierung, -transformation und -anwendung, an dem eine Vielzahl von Akteuren interdependent beteiligt sind. Ein solcher Fluss der Wissensentstehung verläuft nicht richtungslos, sondern wird durch herausragende Paradigmen geleitet. Sie bestimmen für längere Zeit was und wie mit welchen Methoden geforscht und in den beschriebenen Transformationsprozess eingeschleust wird. Dabei bestimmen die publizitäts-trächtigen „fads and fashions“ der Managementliteratur nicht unerheblich unsere Wahrnehmung, mit was sich Managementforschung scheinbar befasst.

Mit „fads and fashions“ bezeichnet man etwas abfällig die immer wieder neuen Managementmethoden zur Rationalisierung des unternehmerischen Geschehens. Als Managementmode wird dabei ein vorübergehender, von „Modemachern“ angeheizter, kollektiver Glaube an eine Managementtechnik verstanden, zu einer rationelleren, fortschrittlicheren Unternehmensführung beizutragen. Die Entwicklung der Managementtechniken hat ihre Wurzeln in den Untersuchungen von Frederick Taylor bei Bethlehem Steel zu Beginn des letzten Jahrhunderts. Seine im „Fordismus“ mündenden Methoden des „scientific management“ haben ebenso wie die Arbeiten von Henri Fayol erheblich zur Rationalisierung der Arbeitswelt beigetragen. Sie gingen von der Annahme aus, dass die mit naturwissenschaftlichen Methoden erarbeiteten Erkenntnisse den „one best way of management“ liefern können. Seit dem 2. Weltkrieg haben freilich ganze Wellen von Managementtechniken be-

Die Hitliste der Management-Tools des Jahres 2003, die auf einer Befragung der Beratungsgesellschaft Bain Company bei amerikanischen Unternehmen beruht.



wiesen, dass es den besten Weg nicht gibt und die Aneignung dieser Techniken allenfalls einen zeitlich befristeten Wettbewerbsvorsprung gegenüber den zögerlichen Wettbewerbern ermöglichen. In den 60er übten insbesondere pseudowissenschaftliche Führungstheorien ihren Einfluss darauf aus, wie Mitarbeiter in bestimmten Führungssituationen (Management-Grid) einmal mehr autoritär, mal stärker partizipativ zu führen waren. Brainstormingtechniken und T-Group Training sollten die kreativen Kräfte fördern, die in den 70er Jahren im Rahmen der Management-by-Techniken kanalisiert werden sollten. Die Prinzipien des Management-by-Objectives dominieren noch heute die jährlichen Mitarbeitergespräche, und -beurteilungen und fließen in die Gehaltsbemessung mit ein.

Die Diversifikationseuphorie der 80er wurde durch „Strategische Allianzen“ ersetzt.

Die 80er Jahre standen unter dem verstärktem Einfluss neuer Planungstechniken wie geschäftsfeldbezogene Erfahrungskurven, Portfoliotechniken, Prognoseverfahren und der Suche nach Kernkompetenzen. Neben den „harten“ Instrumenten des Budgeting und der strategischen Planung wurden aber auch die „soften“ Erfolgsfaktoren einer starken Unternehmenskultur, des „Intrapreneuring“ und der unternehmerischen „Wellness“ entdeckt. Ganz dramatisch war aber der Einfluss der so fremdartigen, aber sich äußerst erfolgreich darstellenden japanischen Managementmethoden. Quality Circles, Kanban als ein Produktionssystem ohne Puffer und Verschwendung (Muda), dessen interorganisationale Fortsetzung in „Just in Time“ Produktionen haben weltweit zur Veränderung, zur Verschlankeung und Rationalisierung von Produktions- und Logistikprozessen geführt.

Die 90er Jahre sahen die Fortsetzung und Erweiterung der Konzepte der 80er Jahre nunmehr als „Global Supply Chain Management“ und als „Total Quality Management“, das von der Produktidee über Forschung und Entwicklung bis hin zum Reklama-

tionsmanagement den gesamten Wertschöpfungsprozess im Interesse des Kunden fehlerfrei gestalten will. Ergänzt und unterstützt wird dies durch das „Business Process Reengineering“, das Unternehmen nicht mehr als Ansammlung von Abteilungen, sondern als System von Geschäftsprozessen versteht. Hilfe bei der Prozessreorganisation geben „Benchmarks“ und „Best Practices“ aus den leistungsfähigsten Unternehmen der Welt. Unter dem Einfluss der Merger-Mania wird die Diversifikationseuphorie der 80er durch Themen wie „Strategische Allianzen“, „Merger Integration“ oder „Shareholder Value“ ersetzt, wobei hier der Werkzeugcharakter früherer Managementmethoden in den Hintergrund rückt. Dieser ist wieder stärker beim „Knowledge Management“ und bei der „Balanced Scorecard“ gegeben, wenn bei ersterem das Wissen in Unternehmen zunehmend als gestaltbarer Wettbewerbsfaktor gesehen wird. Schlagworte wie die „lernende Organisation“ lassen dann schnell das traditionelle Weiterbildungsprogramm in Unternehmen zu „Corporate Universities“ mutieren. Mit der „Balanced Scorecard“ wird gegenwärtig mit einigem zeitlichen Versatz ein in den USA weit verbreitetes Instrument zur Planung, Umsetzung, Kommunikation und Kontrolle von Visionen und Strategien auch in Europa eingeführt, das qualitative Maßnahmen des Lernens mit quantitativen finanziellen Zielgrößen, harte Fakten mit weichen Erwartungen und Shareholder mit Stakeholder Value ganzheitlich in einem unternehmensweiten Kommunikationsprozess zu verbinden trachtet.

Mittlerweile hat sich eine ernsthafte Forschung über die Entstehung und Verbreitung der „fads and fashions“ der Managementforschung etabliert. Wir wissen, dass das Auf und Ab der Techniken einen glockenförmigen Verlauf folgt, dass die Anstiegsdynamik ursächlich für den Diffusionserfolg ist aber von vielen Faktoren abhängt und dass dem Aufschwung beliebige, nicht prognostizierbare Latenzperioden vorausgehen können. So konnte man quality circles in Japan schon in den 50er Jahren beobachten, in den USA begann die Welle

zwischen 1980 und 1982 und bereits 1987 hatten 80% der Fortune 500 Firmen quality circles wieder eingestellt. Wie die vielen Anglizismen andeuten, sind Managementtechniken primär US-amerikanischen Ursprungs, werden dort auch viel sklavischer als in Europa imitiert, wo sie, wenn überhaupt, als individuell gestaltbare Option denn als Handlungsanweisung verstanden werden. So führt die Siemens AG gegenwärtig die „Balanced Scorecard“ ein, überlässt dabei aber den einzelnen Unternehmensbereichen, wie und mit welchen Inhalten der „Scores“ gemessen werden soll. Die Modetrends werden beobachtbar kürzer und pluralistischer, indem mehrere Techniken gleichzeitig wetteifern. Ihr Kommen und Gehen wird beobachtet. Die Beratungsgesellschaft Bain Company befragt seit Jahren amerikanische Unternehmen nach den zur Anwendung gelangenden „Tools“, deren 2003er Hitliste nach Häufigkeit der Anwendung in der Box auf Seite 32 gereiht ist.

Manche der Techniken sind tatsächlich Fads, also Modetrends und haben die Lebensdauer von Eintagsfliegen. Andere wie z.B. „Change Management“, „Total Quality Management“ oder „Supply Chain Management“ bleiben länger auf der Hitliste und haben die Produktivität ganzer Branchen positiv beeinflusst. Freilich werden bei der Würdigung der Tools häufig deren externe Kosten übersehen, die beispielsweise jeder Autofahrer beobachten kann, wenn er an den rollenden Just in Time Lägern auf der rechten Autobahnspur vorbeizieht. Die Bain-Liste ist sicherlich nicht vollständig. Aktuelle Themen der „Corporate Governance“ und des „Sustainable Growth“ fehlen ebenso wie eine Reflektion der zunehmenden Globalisierung der Wirtschaft in den Managementtechniken. Erfreulich ist aber, dass die „Corporate Code of Ethics“, die in der 2000er Untersuchung noch nicht auftauchten, zum „Tool“ avancierte, das den Managern die größte Zufriedenheit aller Techniken beschert. Hoffen wir, dass diese „fashion“ sich so wie das Tragen von Blue Jeans entwickeln und nicht zur Eintagsfliege, zum „fad“, mutieren wird.

Lernen in der Schule mit Kopf und Hand

Theoretische Diskurse und praktische Tätigkeit schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern bedingen einander. Praktisches Lernen als pädagogisches Konzept vermittelt Schülern die Erkenntnis, dass sie nicht nur für die Schule lernen.

► Von Wolfgang Schönig

„Praktisches Lernen“ – das war vor gut 20 Jahren ein Suchbegriff für vielfältige Initiativen in Schulen, mit denen der konventionelle Schulalltag durch Handeln, Tätigsein und Erfahrung im Lernen bereichert werden sollte. Kritisch bilanzierend kamen die beiden Initiatoren des Praktischen Lernens, die Akademie für Bildungsreform und die Robert Bosch Stiftung, zu dem Ergebnis, dass das Lernen in der Schule auch am Anfang der 1980er Jahre und trotz aller Bemühungen um die Entwicklung einer neuen Lernkultur symbolisch-abstrakt, lebensfern und handlungsarm geblieben sei. Die Robert Bosch Stiftung reagierte mit dem Förderprogramm „Praktisches Lernen in der Schule“, das für rund 10 Jahre den Schulen in der Bundesrepublik finanzielle Unterstützung und Beratung anbot, wenn sie substanzielle Projekte des praktischen Lernens durchführen wollten. Als der Förderschwerpunkt beendet wurde, hatte es etwa 1000 Anfragen und Anträge aus Schulen an die Stiftung gegeben; mehr als 400 Projekte wurden finanziell unterstützt. Aus dem anfänglichen Suchen war erstaunlich schnell eine Bewegung geworden. In acht Bundesländern machten sich fortan Regionalvereine das praktische Lernen zur Aufgabe.

Inzwischen hat der Begriff des praktischen Lernens Eingang in zahlreiche Lehrpläne gefunden und das Konzept ist schärfer gefasst worden. Heute zielt Praktisches Lernen im Kern darauf, dass den Heranwachsenden durch die tätige Auseinandersetzung mit den Weltphänomenen bildungsbedeutsame Erfahrungen ermöglicht werden und die Lebensdienlichkeit des Lernens gestärkt wird. Dies wird vor allem dort herausgefordert, wo junge Menschen

vor reale Probleme gestellt werden, wo das Lernen von seinem simulativen Charakter befreit und ernsthaft wird – durch die Lösung ökologischer Probleme im schulischen Nahraum, die Erforschung der Lokalgeschichte, das Engagement für benachteiligte Mitglieder der Gesellschaft, die Gestaltung des Schulhauses, den Bau von Solarbooten, die Führung einer Schülerfirma oder die Nutzung eines Schulgartens.

Die Schule der Informationsgesellschaft steht vor zahlreichen pädagogischen Herausforderungen, die aus den Prozessen der Modernisierung seit der Epoche der Aufklärung erwachsen sind. Zu denken ist an die sozialen Veränderungen des Aufwachsens, den verantwortungsbewussten Umgang mit den neuen Medien, den friedvollen Umgang miteinander oder die Beherrschung des komplexen Informationsangebotes. Konnte der Staat seit der Institutionalisierung des schulischen Lernens für etwa 200 Jahre mit einer relativ leistungs- und sozialhomogenen Schülerschaft in der Elementarschule bzw. Volksschule einerseits und im Gymnasium andererseits rechnen und das Lernen rationell gestalten, so besteht diese Voraussetzung heute nicht mehr. Das Aufwachsen von Kindern geschieht heute in vielfältigen Formen, sodass sie als höchst differente Individuen mit unterschiedlichen Bildungs- und Lebenshintergründen in die Grundschule eintreten. Mehr denn je werden bereits die Kinder durch das Angebot der neuen Medien mit einer enormen Informationsfülle konfrontiert: Sie erhalten dort Einblick in eine vorfabrizierte Welt der Erwachsenen – eine Welt aus der Konserve. Das reale Leben erscheint ihnen immer schon irgendwie bekannt und vertraut und wird von ihnen mit Hilfe ihrer Sekundärerfahrungen vermes-

sen. Gleichwohl haben junge Menschen mit ihrer realen Lebenswelt zunehmend Probleme, weil sie von ihnen nicht geistig durchdrungen und verstanden wird. Das Begreifen der Welt ist eng an die sinnliche Qualität der Eigenaktivität gebunden. Da aber die Möglichkeiten der Primärerfahrung, also die Weltphänomene aus der eigenen Tätigkeit zu begreifen, geringer geworden sind und zudem vom Erwerb des Schulwissens weitgehend getrennt sind, bleibt ihnen die Bedeutung des Gelernten häufig verschlossen. Wissen ist ohne eigene Erfahrung blind, und die von der Schule praktizierte Abspaltung der Erfahrung vom Wissen erschwert die Bildung junger Menschen im Sinne der Persönlichkeitsentfaltung.

Strittig ist allerdings, wie die Schule auf die Verarmung des Lernens und auf die Trennung von Lernen und Leben reagieren soll. Auf der einen Seite erscheint es plausibel, die Eigentätigkeit junger Menschen zu fördern, das Leben in die Schule zu holen und dem Lernen Zeit zu lassen. Auf der anderen Seite verlangen die starken Modernisierungsschübe auf dem Arbeitsmarkt eine immer stärkere Beschleunigung des Lernens auf fachlichem und überfachlichem Gebiet. Von der Schule wird der Spagat zwischen der Vermittlung einer umfassenden Lebenstüchtigkeit und der Qualifizierung für den Arbeitsmarkt verlangt. Die bildungspolitischen Reaktionen auf PISA zeigen, wie wichtig eine solide Qualifizierung junger Menschen ist. Sie lassen aber auch eine einseitige Ausrichtung der Schule an den Interessen des Arbeitsmarktes erkennen. Die Gefahr, dass das schulische Lernen weiter rationalisiert wird, die Dominanz des symbolisch-abstrakten Lernens auf „Lernschnellwegen“ (Rumpf) noch weiter zunimmt und die Bildung des ganzen Menschen „ausverkauft“ wird, ist kaum von der Hand zu weisen.

Das Praktische Lernen widerspricht der Engführung des schulischen Lernens auf die Dimension des reproduzierbaren Wissens. Anthropologisch gesehen ist Lernen ei-

ne Tätigkeit, die dem Menschen dazu verhilft, ein konstruktives Verhältnis zu sich selbst und zur Welt zu gewinnen. „Ich kann es, also bin ich wer“ – dies ist eine zentrale Grunderfahrung des Kindes, das sich selbst erprobt, seine Könnenserfahrungen einordnet und dabei auch seine Grenzen respektieren lernt. Praktisches Lernen verweist darauf, dass die positiven Kräfte des Menschen nur dann hinreichend gebildet werden können, wenn nicht nur der Kopf gebraucht, sondern auch Herz und Hand in das Lernen einbezogen werden. Deshalb steht der Begriff „praktisches Lernen“ für ein Lernen, das den Heranwachsenden Erfahrungen durch Selbsttätigkeit und Handeln in Bewährungssituationen offen hält.

Die Künstlichkeit des Schullernens lässt sich durch Praktisches Lernen kompensieren.

Deshalb ist seit den 90er Jahren der hohe Anspruch des Konzepts gegen eine Auffassung vom Praktischen Lernen als bloßem praktischem Tun verteidigt worden. Der Praxisbegriff des Lernkonzepts ist in doppeltem Sinne ausgelegt worden: Erstens als Tätigsein und eigene Wirksamkeit des Lernenden, durch die bildungsbedeutsame Erfahrung ermöglicht wird; zweitens als Auseinandersetzung mit gesellschaftlich bedeutsamen Praxen, für die sich das schulische Lernen öffnen soll. An zahlreichen Beispielen ist gezeigt worden, dass Praktisches Lernen auf die Verbesserung der Bildungs- und Lebensverhältnisse sowohl innerhalb als auch außerhalb der Schule zielt. Durch die Bewährung des Lernenden in realen Lernsituationen kann die Künstlichkeit des Schullernens eingeschränkt werden. Auch wenn die Aufgabe der Schule darin besteht, ein rationelles Lernen für viele zu ermöglichen, so sollte sie doch immer wieder zu diesem ernsthaften Lernen in ihrem Umfeld Gelegenheit bieten. So gesehen ist Praktisches Lernen selbst engagierte und reflektierte Praxis und trägt zu sozialer und moralischer Verantwortungsfähigkeit bei. Die vielfältigen Begründungen des Praktischen Lernens erhalten durch aktuelle Forschungsbefunde aus Neurobiologie



MALECHA

und Kognitionspsychologie ein noch breiteres Fundament. Demnach bildet der Leib eine existentielle Basis für die Begriffsbildung und die Ausbildung symbolischer Systeme. Das Wissen existiert nicht etwa abstrakt, sondern ist im Leib „inkorporiert“. Leibliches Wissen und diskursives Wissen sind nicht separate Bezirke des Denkens, sondern Pole eines Kontinuums, auf dem die praktische Erkenntnis und die Begriffssysteme angesiedelt sind. Insbesondere die neurobiologische Forschung unterstreicht, dass sich die neuronale Struktur des Gehirns bis zum fünfzehnten Lebensjahr endgültig verfestigt. Für diesen Vorgang ist ein Lernen, das sich als lineares Vorschreiten von einer Information zu nächsten versteht, ziemlich belanglos. Entscheidend sind vielmehr die leibhaftige Erfahrung, die Herausforderung der Einbildungskraft, die Erprobung der schöpferischen Kraft und der Reichtum der Anschauung. Diese theoretische Einsicht widerspricht der konventionellen Lernauffassung der Schule, wonach Imagination, Emotion und der tätige Umgang mit den Dingen nichts mit dem „wirklichen Lernen“ zu tun hätten.

In der Schulpraxis erfahren wir täglich: Die Lernzeitmuster und Organisationsformen des schulischen Lernens behindern das Praktische Lernen. Lernen findet vorwiegend in Fächern und im 45-Minuten-Rhythmus statt. Die Schule ist nicht teamförmig, sondern zellular organisiert. Kooperation kommt eher zufällig und informell zu Stande.

Wir wissen aber auch, dass das Praktische Lernen ein großes Reformpotenzial in sich birgt. Wo Lehrer und Lehrerinnen das Praktische Lernen nicht nur gelegentlich nutzen, sondern zu einer tragenden Säule des jeweiligen Schulkonzepts werden lassen, verändert sich die Gestalt der Schule und Praktisches Lernen wird zu einem Schulentwicklungsansatz. Das Praktische Lernen strebt über das einzelne Fach hinaus und fordert Lehrer und Lehrerinnen dazu heraus, die Berufsroutine zu überdenken, pädagogische Ziele gemeinsam zu vereinbaren, nach neuen Zeitpartituren für das Lernen zu suchen, Organisationsstrukturen zu verändern und sich selbst in einem von kooperativem Geist geprägten Arbeitsalltag wahrzunehmen. Die Kultur der Schule schließt sich auf für ein vieldimensionales Lernen, das sich seine eigene Form sucht. Dadurch wird das Lernen der Schüler freudvoller, ergiebiger und bedeutsamer; die Tätigkeit der Lehrer und Lehrerinnen spannungsärmer, befriedigender und subjektiv reicher. Nach PISA hat sich gezeigt, dass diese Schulen den Leistungsvergleich nicht scheuen müssen. Modellschulen des Praktischen Lernens haben Spitzenwerte in den gemessenen Kompetenzen erreicht. Dies zeigt einmal mehr: Sinnenreiches, praktisches Lernen einerseits und symbolisch-abstraktes Lernen andererseits schließen sich nicht etwa gegenseitig aus, sondern brauchen einander.

Ein Schüler beim Anfertigen einer Schautafel zu einem Projekt, das sich mit dem Glockengeläut im Dekanat Dinkelsbühl befasste. (Siehe auch www.hsdkb.de/dekakat sowie www.iplbayern.de)

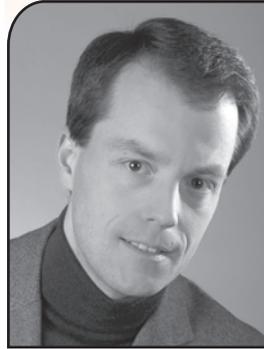
Prof. Dr. Angela Treiber



„Heute redet jeder von interkultureller Kompetenz, die Volkskunde hat dies als Ethnowissenschaft schon seit Jahrzehnten zum Ziel“, sagt Professor Angela Treiber, die im November vergangenen Jahres die Professur für Volkskunde übernommen hat. Zuvor war sie für den

Lehrstuhl Volkskunde/Europäische Ethnologie an der Universität Bamberg tätig. Einer der Schwerpunkte von Professor Treiber ist die Kulturprägung durch Religion: Wie wirken sich Glaubensinhalte zum Beispiel auf Arbeitsethos, Moralvorstellungen und insgesamt auf die Lebensgestaltung aus? Dabei hat sie nicht nur die barocke Volksfrömmigkeit im Blick, sondern auch kulturelle Gegenwartsphänomene in ihrem historischen „Geworden-Sein“. Weitere Aspekte ihrer Arbeit sind die Sozialgeschichte regionaler Kultur sowie der Bereich Region und Identität. „Mir ist die Auseinandersetzung mit dem eigenen, scheinbar Vertrauten und doch Fremden in der Kultur wichtig“, erklärt Treiber. Dazu möchte sie ihre Studierenden zu mehr Selbstreflexion animieren.

Prof. Dr. Hanno Kube



Was für jeden Steuerzahler ein Graus ist, beschreibt Professor Hanno Kube, Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Europäisches Steuerrecht, als spannendes Forschungsfeld: „Steuern greifen von staatlicher Seite direkt in das individuelle Leben ein. Es ist faszinierend zu

überlegen, wie ein gerechtes Steuerrecht ausgestaltet sein kann, das zugleich die Staatsfinanzen sichert.“ Kube war Assistent am Lehrstuhl des renommierten Finanz- und Steuerrechts-Experten Professor Paul Kirchhof. Dabei war er unter anderem auch an der Konzeption von Kirchhofs Modell zur Steuerreform beteiligt. Kubes Lehrstuhl ist einer der wenigen in Deutschland, die ausdrücklich dem Europäischem Steuerrecht gewidmet sind: „Der Einfluss des EG-Rechts auf das deutsche Steuerrecht ist von zentraler Bedeutung für die Unternehmensplanung. Kenntnisse dazu sind auch für zukünftige Unternehmer oder Wirtschaftsprüfer essentiell“, sagt Kube und lobt das Engagement der Studierenden an seiner Fakultät.

Prof. Dr. Michael F. Zimmermann



Seitdem Professor Michael F. Zimmermann Lehrstuhlinhaber für Kunstgeschichte an der KU ist, umfasst das Studienangebot neben der klassischen Kunstgeschichte auch die Geschichte der Fotografie und des Films. „Unter dem Druck der technischen Innovationen vom Holzschnitt bis zum Video musste sich auch die hohe Kunst immer wieder neu erfinden“, erklärt Zimmermann. Seine Studierenden sollen ein Instrumentarium zum kritischen Umgang mit der visuellen Kultur an die Hand bekommen. „In der Zeit der Bilderflut muss man lernen, mit eigenen Augen

zu sehen.“ Zimmermann will den Studierenden ein Netzwerk internationaler Universitäten und Institute zur Verfügung stellen: Er war zuletzt Ordinarius an der Universität Lausanne und über neun Jahre Zweiter Direktor des Münchner Zentralinstituts für Kunstgeschichte. Weitere Stationen seiner Laufbahn waren das Getty Center in Los Angeles und das Institute for Advanced Studies in Princeton. Zimmermanns Forschungsprojekte gelten unter anderem der Medienkonkurrenz des 19. und 20. Jahrhunderts, besonders der illustrierten Presse.

Prof. Dr. Bernd Halfar



Kostenrechnung, Controlling, Benchmarking – mit diesen Begriffen sollten heute auch Sozialarbeiter etwas anfangen können. „Der soziale Bereich ist der drittgrößte Arbeitgeber und die Tendenz geht auch hier zu immer mehr Wettbewerb“, sagt Professor Bernd Halfar, der

seit Oktober die Professur für Management in Sozialen Einrichtungen/Organisationsentwicklung an der Fakultät für Soziale Arbeit innehat. Seine Studierenden können von Halfars Praxiserfahrung profitieren, vor rund 15 Jahren war er Mitbegründer der Forschungs- und Beratungsfirma xit. Zudem ist er Mitglied in verschiedenen Beiräten von Unternehmen in der Sozialwirtschaft. „Mir gefällt in Eichstätt, dass die Studierenden die Bretter nicht an der dünnsten Stelle anbohren“, sagt Halfar. Deshalb soll jeder, der Interesse am Management entdeckt, so ausgebildet werden, dass er oder sie fit ist für Führungspositionen. Einen Blick über das deutsche Sozialsystem hinaus wirft Halfar mit seiner Gastdozentur an der Pomoren-Universität im russischen Archangelsk.

Prof. Dr. Christoph Louven



Musik hat auch viel mit Physik zu tun, und so studierte Professor Christoph Louven dieses Fach zusätzlich zu Musikwissenschaft und Pädagogik an der Universität Köln. „Beim Wandel der musikalischen Sprache von der Klassik zur Romantik beispielweise spielen auch die verän-

derte Bauform mancher Instrumente und die größer werdenden Konzertsäle eine wichtige Rolle“, erklärt Louven. Er selbst musiziert von Jugend an und war Preisträger der Wettbewerbe „Jugend musiziert“ und „Jugend komponiert“. Wer bei Louven Musikwissenschaft studiert, soll die Bedeutung einer inhaltlichen und methodischen Breite bei der Beschäftigung mit Musik vermittelt bekommen: „Man kommt dem Phänomen Musik nicht auf die Spur, wenn man die Nase nur in alte Folianten steckt oder mit akustischen Messgeräten hantiert. Erst aus der Kombination der verschiedenen Ansätze ergibt sich ein schlüssiges Bild“, sagt Louven. Sein persönliches Interesse gilt dabei der Musikpsychologie, speziell den Fragen der Wahrnehmung, des Lernens und des Gedächtnisses.

+++ PERSONEN ++ GREMIEN ++ PREISE ++ PERSONEN +++

Dr. Marc Boeckler, wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Kulturgeographie, ist für seine Dissertation zum Thema „Kulturgeographische Forschungen mit syrischen Unternehmern“ mit dem Preis der Syrian Studies Association in der Middle East Studies Association of North America MESA für die beste Doktorarbeit 2004 ausgezeichnet worden. Die MESA ist die weltweit größte Vereinigung von Forschern, die sich mit dem Nahen und Mittleren Osten beschäftigen.

Dr. Christian Coenen hat für seine Disseration zum Thema „Prosoziales Dienstleisterverhalten im Kundenkontakt“ einen Förderpreis zum Wissenschaftspreis der Bayern LB erhalten.

Prof. Dr. Rainer Greca, Professur für Soziologie III, der außer an der KU auch an der Universität Trient lehrt, ist erneut zum Fachgutachter für das italienische Wissenschaftsministerium berufen worden.



Dr. Stefan Küblböck ist für seine Doktorarbeit über den Erfolg von künstlichen Ferienwelten im Rahmen der Internationalen Tourismusbörse in Berlin mit dem ITB-Wissenschaftspreis ausgezeichnet worden. Die Arbeit des Eichstätter Geographie-Absolventen wurde als beste wissenschaftlich-theoretische Arbeit des Jahres gewürdigt. Küblböck erhielt bereits vor vier Jahren für seine Diplomarbeit den ITB-Preis, den die Deutsche Gesellschaft für Tourismuswissenschaft auslobt.

Prof. (em.) Dr. Günther Blai-cher, vormals Lehrstuhl für Englische Literaturwissenschaft, ist für seine Dokumentation „Die Rezeption Byrons in der deutschen Kritik (1820-1914)“ mit dem Elma Dangerfield Award ausgezeichnet worden. Der Preis, der nach der Gründerin der International Byron Society benannt ist, wird jedes Jahr für das beste Buch

über Byron und die Romantiker verliehen.

Prof. Dr. Harald Pechlaner, Stiftungsprofessur für Tourismus, und **Prof. Dr. Hans Hopfinger**, Lehrstuhl Kulturgeographie, sind in ihren Vorstandsfunktionen der Deutschen Gesellschaft für Tourismuswissenschaft DGT bestätigt worden. Pechlaner fungiert weiterhin als Präsi-

dent der DGT, Hopfinger als ihr Schatzmeister. Die DGT besteht aus über 100 Mitgliedern im deutschen Sprachraum und hat zum Ziel, aktuelle Tourismusthememen im Spannungsfeld von Wissenschaft und Praxis zu diskutieren.

PD Dr. Stefan Rinke hat einen Ruf auf eine Professur für das Fachgebiet Geschichte Lateinamerikas an der FU Berlin erhalten

Prof. Dr. Bernd Stauss, Lehrstuhl für Dienstleistungsmanagement, und sein ehemaliger Mitarbeiter **Andreas Schöler** sind für einen Aufsatz in der Zeitschrift „Managing Service Quality“ mit dem „Best Paper Award“ ausgezeichnet worden.

Prof. (em.) Dr. Hubert Unverricht, vormals Lehrstuhl für Musikwissenschaft, ist von der Mitgliederversammlung der Historischen Kommission für Schlesien zum Ehrenvorstandsvorsitzenden ernannt worden.

AUTOREN DIESER AUSGABE

Dr. Klaus Arnold, wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Journalistik II
Prof. Dr. Michael Becht, Lehrstuhl für Physische Geographie
Prof. Dr. Margret Fell, Lehrstuhl für Erwachsenenbildung und Außerschulische Jugendbildung
Florian Haas, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Physische Geographie
Tobias Heckmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Physische Geographie
Prof. Dr. Elisabeth Kals, Lehrstuhl für

Sozial- und Organisationspsychologie
Juliane Kärcher, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Sozial- und Organisationspsychologie
Prof. Dr. Wolfgang Klug, Professur für Methoden der Sozialen Arbeit
Prof. Dr. Michael Kutschker, Lehrstuhl für Internationales Management
Heidi Schaitl, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Methoden der Sozialen Arbeit
Prof. Dr. Wolfgang Schöning, Lehrstuhl für Schulpädagogik
Sandra Siebenhüter, wissenschaftliche

Mitarbeiterin an Professur für Soziologie III
Prof. Dr. Barbara Staudigl, Mediatorin und Professorin für Pädagogik an der Fakultät für Religionspädagogik/Kirchliche Bildungsarbeit
Niko Switek, Student der Politikwissenschaft
Dr. Gaby Waxenberger, wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Englische und Vergleichende Sprachwissenschaft
Volker Wichmann, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Physische Geographie

Schulkindheit

Das Buch befasst sich mit jener Lebensphase im Aufwachen von Kindern, die zeitlich mit dem Schulbesuch zusammenfällt. Diese Phase kann deshalb nur verstanden werden, wenn man den Einfluss beachtet, den die Schule auf das kindliche Lernen nimmt. Die Klärung dessen, was Schulkindheit heute ist und wie sie unter ausgewählten erziehungswissenschaftlichen Perspektiven dargestellt werden kann, liefern die Autoren deshalb im Rückgriff auf Erträge der Kindheitsforschung und Schultheorie, der pädagogischen Anthropologie und Biologie, der Erfahrungstheorie und Leibphänomenologie. Dabei kommt in den Blick, wie sich die Aneignung von Wirklichkeit gestaltet, wie sich Schriftspracherwerb und Zeitbewusstsein, Sozialität und Interkulturalität, Leiblichkeit und Denken umformen und damit Prozesse des Erwachsenwerdens anstoßen.

Duncker, Ludwig/Scheunflug, Annette/Schultheis, Klaudia: Schulkindheit. Anthropologie des Lernens im Schulalter. Stuttgart 2004 (Verlag Kohlhammer), 25 Euro.

40 Jahre Ausstellungen in der Uni-Bibliothek

Eine Zusammenstellung von Ausstellungen, Veröffentlichungen und Gastvorträgen, die zeigt, dass die sich Universitätsbibliothek Eichstätt neben ihrer genuinen Funktion der Literatur- und Informationsversorgung auch als kulturelle Institution versteht, um die reiche Tradition Eichstätt-Bibliotheken ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken. Neben Reproduktionen von Ausstellungsplakaten enthält der Band eine Auflistung aller Ausstellungen, Gastvorträge und Veröffentlichungen der Bibliothek.

Holzbauer, Hermann (Hrsg.): Vierzig Jahre Ausstellungen und Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt 1964-2004 (Schriften der Universitätsbibliothek Eichstätt 61). Wiesbaden 2005 (Harrassowitz Verlag), 19,80 Euro.

Die moderne Grundschule

Der Band erscheint begleitend zur Ausstellung „Die moderne Grundschule“, die der Lehrstuhl für Grundschulpädagogik und Grundschuldidaktik im Februar veranstaltete. Mehr als 40 Studierende und Lehrende der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt geben Einblicke in zeitgemäßen Grundschulunterricht. Es wird gezeigt, wie heute u.a. im Anfangsunterricht, in Mathematik oder im Sachunterricht gelehrt und gelernt wird. Das Themenspektrum reicht von der Schnupperstunde für Schulanfänger über den Englischunterricht bis hin zum computergestützten Üben in Mathematik und wird abgerundet durch Beiträge über Problemfelder der modernen Grundschule und über die Grundschule in Frankreich, Griechenland und Kanada.

Kühnl, Iris/Schultheis, Klaudia (Hrsg.): Die moderne Grundschule. Einblicke in zeitgemäßes Lernen und Lehren in der Grundschule. Aachen 2004 (Shaker-Verlag), 28,80 Euro.

Jugendgebetbuch

Beten heißt, ins Gespräch mit Gott zu kommen. Dass das auch in der Sprache von Jugendlichen möglich ist, zeigt ein neues Jugendgebetbuch, in dem rund 25 Religionspädagogik-Studierende Lebenssituationen ihrer Altersgenossen widerspiegeln. Ausgangspunkt für die Publikation war ein Seminar mit dem Titel „Die Kunst des Betens“, das Professor Bernhard Sill als Moraltheologe und der Eichstätter Domvikar Reinhard Kürzinger als geistlicher Mentor für Studierende anboten. Ergebnis war ein kleines Buch mit selbst verfassten Gebeten, das die Studierenden zunächst nur für sich erstellten. Im Rahmen weiterer Seminare entstanden zusätzliche Texte, von denen nun eine Auswahl im Jugendgebetbuch zusammen mit Bildern des Fotografen Anselm Spring präsentiert wird.

Sill, Bernhard / Kürzinger, Reinhard/Spring, Anselm: Jugendgebetbuch. München 2005 (Pattloch-Verlag), 7,90 Euro.

Die Geschichte des Kindergartens

Seit fast 200 Jahren wird Erziehung auch schon in der frühen Kindheit immer mehr von Institutionen geprägt. Zuerst betraf dies nur wenige Kinder, inzwischen ist der Kindergarten jedoch zu einem selbstverständlichen Bestandteil der kindlichen Biographie geworden. In diesem Buch werden in einer historisch-systematischen Gesamtschau die Gründe für den beispiellosen Erfolg der Institution Kindergarten rekonstruiert und dessen wechselvolle Geschichte im Spannungsfeld von sozialer Veränderung, Wandel von Familie und öffentlicher Politik im In- und Ausland nachgezeichnet. Ein besonderes Gewicht wird auf die Vorstellung der jeweils in der Zeit dominierenden vorschulpädagogischen Modelle gelegt.

Konrad, Franz Michael: Der Kindergarten. Seine Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart. Freiburg 2004 (Lambertus-Verlag).

Gelingende Fernbeziehung

Eine Beziehung auf Distanz wirft viele Fragen auf: Können wir uns treu sein? Leben wir uns auseinander? Reicht die gemeinsame Zeit, um immer wieder neu zusammenzuwachsen? Wie gestalten wir die gemeinsame, wie die getrennte Zeit, damit unsere Partnerschaft bestehen kann? Der Band zeigt neben den typischen Herausforderungen und Belastungen jeder Fern- und Wochenendbeziehung auch die außergewöhnlichen Chancen und Gestaltungsmöglichkeiten, die in ihr liegen. Ausführliche Tipps, Orientierungsregeln, ein Frage-Antwort-Katalog sowie verschiedene Selbsthilfe-Fragebögen dienen als Wegweiser durch die Klippen und Gefahren einer Beziehungsform, die für viele Paare bereits Alltag geworden ist.

Wendl, Peter: Gelingende Fern-Beziehung. Entfernt – zusammen – wachsen. Freiburg/Breisgau 2005 (Herder-Verlag), 9,90 Euro.

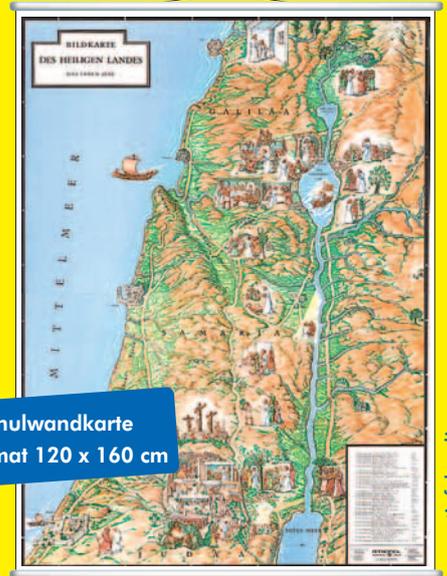
Digitaldruck im Großformat



XXL bis 5m Druckbreite

- Plakatdruck,
- Drucke auf Banner, Netzvinyl, Stoff, Platten
- Schulwandkarten für Religion, Geschichte Geografie, Biologie ...

z. B. Schulwandkarte im Format 120 x 160 cm



www.stiefel-online.com

STIEFEL Eurocart GmbH | Felix-Wankel-Ring 13 a | D-85101 Lenting | Tel. (08456) 92 41 00 | Fax 92 41 34

Wir empfehlen uns als Lieferant für

Natursteine

aus dem Naturpark Altmühltal

Niefnecker

Marmorwerk Ludwig Niefnecker GmbH & Co. KG

D-85072 Eichstätt, Westenstraße 101

Telefon: 0 84 21 / 97 85-0 • Telefax: 0 82 41 / 84 07

Internet: <http://www.niefnecker.de> • E-Mail: Niefnecker-Marmor@t-online.de

Jura-Marmor

edel, dekorativ u. wertbeständig

Solnhofener Natursteinplatten

ein einzigartiges Material mit naturrauer Oberfläche, herrlichem Farbenspiel, natürlichen fossilen Einschlüssen

Werk:

85132 Workerszell,
Petershöher Straße 10

„Mein Enkel ist mir überhaupt nicht ähnlich.“



„Richtig. Der hat seine Finanzen im Griff.“

Von Anfang an gut beraten.
Mit dem Sparkassen-Finanzkonzept.

 Sparkasse
Eichstätt

Für gute Beratung ist es nie zu früh: Auch wenn man noch kleinere Schritte macht, lohnt es sich, schon an große Ziele zu denken. Planen Sie mit dem Sparkassen-Finanzkonzept, unserem Beratungsangebot, das alles perfekt für Sie regelt: von der Kreditkarte bis zur Altersvorsorge.

SOLNHOFENER

BODENBELÄGE

WERTE ERHALTEN



WERTE SCHAFFEN



RENOVIERUNG



NEUBAU

Ein Baustoff,
der 150 Mio Jahre alt ist,
ermöglicht Renovierungen
mit dem Original-Material.



Ein Baustoff,
der seit 150 Mio Jahren
ausgereift ist,
schafft durch seine
bauphysikalischen
Eigenschaften
gerade heutzutage
optimalen Wohnwert.



KOSONA 2004
Kompetenz-Gruppe
Solnhofener Naturstein

KOSONA
2004

Kontakt:
ideecon GmbH / KOSONA - Werbegesellschaft
Postfach 5844 - 97008 Würzburg
Tel: 09 31 / 96 00 88 - ideecon@t-online.de